

SPUREN UND ÜBERBLEIBSEL
Bio-bibliographische Blätter

Herausgeber:
Eckart Früh

Nr. 62

Juni 2005

F e l –

Else Feldmann

*

E l s e F e l d m a n n

Biographische Notiz¹

Else Feldmann wurde am 25. Februar 1884 in Wien geboren. Ihr Vater, Ignatz F. (1848 – 1935), als Händler, Kassier, Kaufmann und Vertreter tätig, stammte aus der ungarischen Stadt Nyir-Bator, die Mutter Fanny (1859 – 1941), eine geborene Pollak, aus Deutschkreuz. Das Ehepaar hatte insgesamt sieben Kinder, außer Else die Töchter Johanna und Anna sowie die Söhne Richard Heinrich, Eduard, Karl und Gustav. Sie wuchsen in ärmlichen Verhältnissen heran. Else Feldmann hat darüber mehrmals in autobiographischen Skizzen und Erzählungen wie *Armenschülerin*, *Kastanienbäume im Augarten* oder ihrem Roman einer Kindheit (*Löwenzahn*) berichtet.

Über ihren Werdegang ist wenig bekannt; den Besuch eines pädagogischen Seminars, in dem Lehrerinnen ausgebildet wurden, brach sie vorzeitig ab, um in einer metallverarbeitenden Fabrik zu arbeiten. „Das war in der Zeit, da der Vater seine Stelle verlor und wir ganz verarmten und in einer elenden, dunklen Behausung leben mußten,“ sollte sie später darüber berichten. (*Der erste Tag in der Fabrik* in AZ, 31. 12. 1929).

Wie Else Feldmann zur Literatur fand, wann sie schreibend an die Öffentlichkeit trat, läßt sich nicht sagen; es gibt weder einen Nachlaß noch jemanden, der über ihre Anfänge berichtet hätte. Die erste bislang entdeckte Veröffentlichung, die Erzählung *Bettina und der Faun*, erschien am 5. Juli 1908 in der liberalen Wiener Tageszeitung *Die Zeit*. Da es sich dabei um ein renommiertes Blatt handelt, das namhafte Mitarbeiter wie Werner Sombart, Theodor Herzl, Thomas G. Masaryk, Bertha v. Suttner, Stefan Zweig, Hermann Bahr, Felix Salten oder Anton Wildgans beschäftigte, Erzählungen von Heinrich und Thomas Mann abdruckte, erscheint es recht unwahrscheinlich, daß hier ihre ersten literarischen Versuche erschienen sind.²

Was die insgesamt vierzehn Arbeiten für die *Zeit* charakterisiert, ist das sogenannte bessere gesellschaftliche Milieu, aus dem die handelnden Personen, ausgenommen das *Nachttier* in der gleichnamigen Erzählung, vorwiegend stammen. Es sind konventionelle, nicht selten kraß gearbeitete psychologische Studien, die wenig vom späteren sozialen Engagement der Autorin spüren lassen. Daneben gibt es erste Geschichten (*Angst*, *Klein Mia*) und eine Szene (*Gerty Hein und ihre Gäste*) über Kinder; eine (*Aus einem Kinderspital*) sollte später kaum verändert in den Roman *Löwenzahn* aufgenommen werden. Absalon Laich, die tragende Person im Roman *Leib der Mutter*, wird bereits 1913 in erzählerischer Form porträtiert.

Schon im Frühwerk Else Feldmanns nehmen Dialoge breiten Raum ein. Daher nimmt es nicht wunder, daß sie sich wenigstens einmal auf dem Theater versucht hat. Am 12. Februar 1916 wurde ihr Schauspiel, *Der Schrei, den niemand hört*, auf der Wiener Volksbühne uraufgeführt. Die Reaktionen auf dieses Trauerspiel aus dem Ghetto, die an anderer Stelle dokumentiert werden, waren zwiespältig. Das Stück wurde am 24. Februar vom Spielplan wieder abgesetzt. Uneingeschränkte Anerkennung fand Else Feldmann hingegen bei Carl Colbert, dem Herausgeber der Zeitung *Der Abend*, für den sie seit März 1916 vor allem über Themen schrieb, die sie von nun an ebenso beharrlich wie engagiert abhandelte: Kinder, ihre Probleme, Jugendkriminalität, deren soziale, ökonomische und psychologische Ursachen.

Es folgen drei Berichte aus dem Jugendgericht:

¹ Was hier über Leben und Tod Else Feldmanns mitgeteilt wird, verdanke ich fast zur Gänze Herbert Exenberger. Vgl. seine grundlegenden Arbeiten: Auf den Spuren von Else Feldmann: Eine Wiener Schriftstellerin – Opfer des Holocaust. – In: Jahrbuch 1990 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Wien (Österreichischer Bundesverlag) 1990. Und: Else Feldmann – Leben und Werk. – In Else Feldmann: Löwenzahn – Eine Kindheit. Roman. Wien (Milena) 2003.

² Zu denken ist nicht zuletzt auch an jüdische Blätter; so erschien ein Beitrag, *Sederabend im allgemeinen Krankenhaus*, 1912 in *Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift*. Weitere Beiträge sind dort allerdings nicht erschienen.

Hunger

Nächstens werde ich von einem hübschen Garten am Fuße des Wienerwaldes erzählen, in dem fünfzig Kinder, Kriegerwaisen, mißhandelte, verlassene, verstoßene Kinder spielen, Anbau treiben; ich werde von den reinen, ordentlichen Schlafsälen erzählen, von den Eß- und Arbeitsräumen, von dem ganzen lieben Hause, in dem sie zu braven, bescheidenen, demütigen Menschen erzogen werden, in denen jeder böse Trieb im Keim unterbunden wird, wo Wille und Eigenart ausgeschaltet sind. Und ich werde von dem Hunger dieser Kinder erzählen, von ihrem grenzenlosen Hunger nach Liebe.

Heute will ich von den anderen Kindern sprechen, die bei einer Verhandlung des Jugendgerichtes verurteilt wurden, weil sie Lebensmittel entwendet hatten.

Wie die Kinder armer Leute jetzt hungern, davon kann sich niemand einen Begriff machen. Der Vater geht im Kriege zugrunde; denn, darüber sind wir uns klar, daß Arbeiter, Tagelöhner, Menschen mit dem schwersten Leben es sind, die die großen Heere bilden, die die Schützengräben füllen, Kopf oder Glieder lassen, ihre Gesundheit verlieren und als Krüppel heimkehren.

Die Mutter ist erwerbende, das heißt, sie muß um ein bißchen Kaffee, Zucker oder Gemüseersatz zwölf Stunden im Tag arbeiten auf der Straßenbahn, in Fabriken, in luftlosen Nähstuben.

Die Eltern sind nicht da. Die Kinder aber wachsen und sind hungrig. Voll Freiheitsdrang und quälender Triebhaftigkeit ziehen sie durch Straßen und Parks, und was ihnen Eßbares in die Nähe kommt, stehlen sie. Wie Rudel hungriger Wölfe lungern sie umher, lauern auf das Eigentum anderer.

Zwei kleine Burschen haben einen Greislerladen erbrochen, dreiviertel Kilogramm Mehl genommen und sich Nockerln gekocht. Ein vierzehnjähriges Mädchel, ein Kind, das in die Fabrik geht, hat einem kleinen Buben einen Leib Brot weggerissen – ich habe so großen Hunger gehabt, sagt sie. Burschen stehlen aus Geschäften Marmelade, Konserven, tragen sie weg vor den Augen der Verkäufer. Andere wieder müssen Säcke, Wäsche stehlen, ihren Dienstgebern Einrichtungsstücke, nur um ein paar elende Geldzettel dafür zu kriegen, um sich einen elenden Bissen Essen zu verschaffen.

Wann wird man sich mit dieser sehr ernsten Sache beschäftigen und denken: die Kinder, das sind Menschen. Diese kleinen Mädchel und Buben, die jetzt aus einer körperlichen Naturnotwendigkeit heraus stehlen, werden in ein paar Jahren Männer und Frauen geworden sein und das Verbrechen fortsetzen, in das man sie als schuldlose Kinder getrieben.

(Der Abend, 26. 5. 1917)

*

Seelentuberkulose

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.

G o e t h e .

Ein Satz in Popper-Lynkeus' *Allgemeiner Nährpflicht* ruft allenthalben Staunen und Befremden hervor bei dem Teil der Leser, die nicht reine Güte und große Menschenliebe dieses Mannes darin sehen – dort, wo Popper von den neugeborenen Kindern spricht, die er empfiehlt von Staats wegen rasch und schmerzlos zu töten, falls die Mittel nicht aufzubringen wären, Nahrung, Gesundheit und Erziehung den aufwachsenden Wesen zu geben. Man hört vielfach, daß dieser Satz stört, daß er dem Bild des großen Denkers etwas grausam Pharaonenhaftes gibt. Leser mit tieferer Einsicht und solche, die Liebe zu den Menschen haben und über das Schicksal der Besitzlosen sich Gedanken machen, werden dazu gelangen, daß in dem Befehl, die Neugeborenen von Staats wegen zu töten, etwas gesagt ist, das an Weisheit und Güte nicht mehr übertroffen werden kann. Gewiß wäre es für die Mütter hart. Aber wieviel leichter ist es, über den raschen Tod eines Lebewesens, das man kaum kennt,

hinwegzukommen, als nach jahrelanger Qual, wenn das Geschöpf tief im Herzen der Mutter ist, es langsam verderben zu sehen.

In den Fürsorgestellen der Heilanstalt Alland, – wir haben nur die eine für tausende Tuberkulose – kann man das eine Bild der Zerstörung sehen, wie täglich kleine Kinder hingebacht werden mit dem schrecklichen, langsamen Tod im Leibe. Man muß den skelettartig abgemagerten Körper eines solchen Kindes sehen, das mühsame Atmen seiner Brust. Und die Mutter steht dabei und muß es mit ansehen. Sie erfährt von den Ärzten, daß ihr Kind wohl lungenkrank ist, daß es aber nichts gibt, es zu retten: Keine Luft, kein Licht, keine Sonne, keine Milch, keine warmen Kleider und ganzen Schuhe!

Und das zweite Bild, das den Popperschen Satz begründen hilft, zeigt sich vor dem Jugendgericht. Hier sind die Kinder manchmal gesund an Körper, aber in welchem Zustand des Zerfalles ihre Seele! Wir sehen, wie die Gifte der Verlogenheit, der Unredlichkeit, der Rohheit wirken, wie sie die jungen Gemüter zerstören. Ein lungentuberkulöses stirbt dahin, ein seelentuberkulöses wächst, wird groß und trägt das Unheil in die Welt.

Die Ursachen der Seelentuberkulose sind wie bei der Lungentuberkulose vor allem in der Ausbeutung des Proletariats durch das Kapital und seine Macht zu sehen, und alles, was sich daraus ergibt: die schlechten, oft unmenschlichen Wohnungen (oder will jemand glauben, daß Lichthofkammern Kinderherzen sonnig machen, sie nicht vielmehr jene Unlustgefühle in ihnen auslösen, aus denen heraus einzig und allein die Triebe entstehen – wie Würmer in faulem Zeug – die zur Kriminalität führen, der Mangel an Nahrung, der Mangel an Freude!

Wir kennen heute alle diese Ursachen. Wir wissen, wo die Schuld liegt. Bei den Kindern nicht! Niemand wird es einfallen, ein lungentuberkuloses Kind für seine Krankheit verantwortlich zu machen; ebensowenig ist es ein seelentuberkuloses!

Wir haben keine Lungenheilstätten, wir haben keine Heilerziehungsanstalten, aber wir haben Kranke.

Es sind die Kinder der Väter, die in den Schützengräben verblutet sind und noch weiterverbluten, der Mütter, die die Nächte auf der Straße verbringen wegen zehn Deka Fett. Und es gibt solche, die aus den Trümmern dieser untergehenden Menschen aufgestiegen sind zum Glanze der Millionen. Die vor allem müßten den Anfang machen, Heilstätten zu bauen, soll sich nicht mit Naturnotwendigkeit das Gesetz der alten Pharaonen vollziehen, das ein großer, gütiger Mensch für unsere Tage niedergeschrieben hat.

(Der Abend, 22. 10. 1917)

*

Aus einem großen Warenhause

Es müßte einmal die Sittengeschichte des Warenhauses geschrieben werden. Sie müßte von jemand geschrieben werden, der den Mut zur Wahrheit hat; es dürfte kein jugendlicher Schwärmer noch Romantiker sein, aber es müßte einer sein, der die Tiefen und Abgründe des Erlebens erschaut auch im bunten Getriebe, in einer schillernden Welt der Geschäftigkeit, des Verkehrs, des rollenden Goldes. Er dürfte sich nicht durch die kokett herausgeputzten jungen Mädchen verlocken lassen, zu glauben, das Leben, das sie führen, wäre einfach und natürlich, mitunter schön.

Seine Seele müßte die Seele eines Menschen erfassen, der in diesem großen Warenhause hinter dem Ladentisch steht und Tag für Tag seit Jahren Posamentrie verkauft – gleichviel, ob die Mode nach verschnürten Sachen geht oder nicht – gegen ein Gehalt von hundertzwanzig Kronen und geringer Teuerungszulage. Dieser Mensch hat das Unglück, keine besonderen Gaben zu besitzen, weder überredende, noch liebenswürdige; er versteht es nicht, sich *wichtig* zu machen, er ragt durch nichts hervor (Josef Popper-Lynkeus zeigt in seinem berühmten Werk: Die allgemeine Nährpflicht, daß auch für solche Menschen ge-

rechterweise gesorgt werden muß und auf welche Weise), was ist die selbstverständliche Folge? Daß er übersehen wird; übersehen bei der Aufbesserung, übersehen beim Vorwärtskommen.

Dieser Mensch wurde von seinen Eltern ins Leben gestellt, mittellos, ohne Bildung, ohne Mut, ohne Kraft – die richtige Beute für den Unternehmer; und als er an die Gründung einer Familie geht, da stellt er wieder Kinder ins Leben, die dem gleichen Schicksal entgegensehen; die Raubgeier des Kapitals warten, bis sie groß geworden, bis sie sie gebrauchen können, und wenn sie blutleer sind, dann nehmen sie ihre Knochen.

Der soziale Dichter, der die Sittengeschichte des Warenhauses schriebe, müßte die Verkäuferinnen beobachten, wenn sie abends nach Hause gehen; er müßte nachforschen, ob ein Mädchen von sechzig Kronen Gehalt – wenn es nicht ein Zuhause hat, sondern möbliert wohnt – davon Miete zahlen oder sich etwas zu essen kaufen kann; er müßte die Männer sehen, an die sie sich Nacht für Nacht verkaufen, wie Mädchen aus einem Freudenhaus, um im Geschäfte nett auszusehen, Sonntags in Seidenbluse und Lackschuhchen spazieren zu gehen – wie viel Liebhaber muß jetzt so ein Warenhausmädchen haben, um sich ein Winterkostüm kaufen zu können!

Zwei Dinge halten in erschreckender Weise gleichen Schritt mit der täglich wachsenden Kapitalserhöhung großer Aktiengesellschaften: das Anwachsen der Volksseuchen und die strafgesetzlichen Vergehen der Jugend!

Wann werden endlich den Völkern die Augen darüber aufgehen, was sie zugrunderichtet!

Die Übel, die wir sehen, sind nur Erscheinungen; wenn wir aber den Ursachen auf den Grund gehen, werden wir immer als Endergebnis den Besitzenden sehen, der die Macht hat, sich Menschen zu kaufen, nicht allein einige Stunden täglich ihrer Arbeitskraft, nein, durch elende Bezahlung wird ihrem Leben alles entzogen, das sie zur freien Entwicklung nötig hätten. Der Besitzende raubt ihnen – um seinen Besitz rasch und bedeutend zu vermehren, ihre Zeit, ihre Ruhe, ihre Gesundheit. Wir sehen in großen Betrieben alt gewordene Leute zuletzt stumpfsinnig mit Händen und Füßen, mechanisch um Hungerlohn wie in den Tagen ihrer Jugend ihre Arbeit verrichten, bis sie zusammenbrechen und eingeschart werden gleich dem alten Grubenpferde in Zolas *Germinal*.

Die letzte Verhandlung vor dem Jugendgericht zeigte ein Bild, woraus Psychologen den ganzen sittlichen Tiefstand des Warenhausbetriebes erkennen.

Ein erwachsenes kräftiges Mädchen war mit dem Vater gekommen. Es hatte in dem größten Warenhaus unserer Stadt in der Lebensmittelabteilung Wurst zu verkaufen – vielmehr, es war Kassamädchen und hatte den Kunden die Gegenstände, die sie kauften, vom Verkaufstisch zur Kasse nachzutragen; der Wochenlohn war zwölf Kronen und Anteile vom Hundert; so daß sie im ganzen siebzig Kronen im Monat verdiente, außer zwanzig Kronen Zulage – es kam aber jedes Mal vor, daß Ende des Monats Abzüge gemacht wurden – willkürlicher Art – oftmals mit falscher Begründung, es hätte jemand ein Paket nicht abgeholt; so daß aus den neunzig Kronen doch nur siebzig wurden. Was das Mädchen mit den siebzig Kronen anfängt, darum kümmert sich kein Mensch. Sie hat aus Hunger ein Stückchen von Mäusen angebissene Wurst gegessen und ein anderes Mal ein Stückchen von Mäusen benagte Wurst gegen ein Stückchen von Mäusen benagte Schokolade umgetauscht. Die Sache wurde durch den Inspektor, einen Herrn von reichsdeutschem Auftreten zur Anzeige gebracht.

Der Richter (zum Inspektor): Was geschähe denn sonst mit der von Mäusen ange-nagten Wurst?

Der Herr aus Berlin: Sie wird verbrannt.

Der Richter (macht ein erstauntes Gesicht und schüttelt den Kopf): . . . und da –

Der Herr aus Berlin: Es darf nun mal nichts angerührt werden. Verdorbene Eßwaren werden verbrannt, aber von den Angestellten dürfen sie nicht verzehrt werden – schon aus Gründen des gesundheitlichen Schadens, setzte der deutsche Herr vorsichtig dazu.

Man hört noch allerlei Nebendinge: daß ein lebhafter Tauschverkehr bestand, die aus der Wurstabteilung wollen keine Wurst, sondern Schokolade, hingegen sehnen die aus der Schokoladenabteilung sich nach Wurst. Jeder, der rechnen kann, wird herauskriegen, daß

bei Gehalten, wie sie das größte Warenhaus Wiens seinen Angestellten bezahlt, sich ein Stück Wurst nicht bezahlen läßt: es ist daher einfacher, die Wurst oder die verdorbene Schokolade, die schon den Mäusen geschmeckt hat, unerlaubter Weise zu nehmen und zu essen. Die das getan hatten, wurden entlassen, zur Strafe wurden ihnen größere Abzüge gemacht, außerdem bekamen sie keine Zeugnisse. Nur die eine, die trotz ihrer kleinen Unredlichkeit eine Ahnung davon haben mußte, daß das größte Unrecht nicht auf ihrer Seite, sondern auf Seite der Aktiengesellschaft liegt, klagte beim Gewerbegericht; die Gesellschaft wurde verurteilt. Da sagte der Herr aus Berlin und seine Zornader schwoh mächtig an: Was, die Wurst genommen und dann noch großtun, hingehen und klagen, und zeigte das Mädchen wegen Diebstahls an.

Der Jugendrichter sah in der Verwendung wertloser Sachen keine Übertretung des Diebstahls und sprach das Mädchen frei

(Der Abend, 8. 10. 1917)

*

Ab 1918 schrieb Else Feldmann regelmäßig für den *Morgen* und das *Neue Wiener Journal*, später auch gelegentlich für die *Neue Freie Presse* und den *Tag*. Die meisten Veröffentlichungen zwischen 1920 und 1934 sind in der *Arbeiter-Zeitung*, dem Zentralorgan der SDAPÖ, nachweisbar, darüber hinaus auch in diversen anderen sozialdemokratischen Blättern. Nach der Zerschlagung der österreichischen Sozialdemokratie und dem Verbot ihrer Zeitungen im Februar 1934 konnte Else Feldmann nur mehr wenig, vor allem im *Arbeiter-Sonntag*, in der *Arbeiter-Woche* und *Bunten Woche* veröffentlichen. Den letzten bislang bekannt gewordenen Beitrag, einen Nachdruck, brachte *Der neue illustrierte Familien-Kalender 1938*.

Trotz ihres insgesamt beträchtlichen Werks scheint Else Feldmann ihr Leben lang finanzielle Probleme gehabt zu haben. *Ohne Geld*, lautet der Titel eines ihrer persönlichen Feuilletons, in dem sie Mühe und Schwierigkeiten schildert, Beiträge in der Presse unterzubringen:

Man nimmt einen Anlauf, setzt sich hin und schreibt Anschriften, vierzig Briefumschläge mit dem Namen, Ort und Straße von Zeitungen! (Ich besitze die wertvolle Liste, die mir einmal ein lieber Kollege von seiner eigenen Liste selbstlos abschrieb.) Und schickt weg. Vierzig Manuskripte . . . Einmal erhalte ich – schon auf die zweite Mahnung, meine Geduld war auch einmal zu Ende – aus einem entfernt gelegenen Teil Posens sechs Mark, nebst Entschuldigungsschreiben. Und ein andres Mal sogar drei Mark. Drei Mark sind besser als gar nichts, denke ich, auf diese Weise habe ich schon fast meine eigenen Spesen für Papier, Porto, Schreibmaschinenabschrift, Fingerschwielensalbe usw. hereingekriegt – der Geist arbeitet umsonst.³

Nach der Besetzung Österreichs im März 1938 gab es für Else Feldmann vollends keine Möglichkeit mehr, sich schreibend ihren Lebensunterhalt auch nur halbwegs zu verdienen; sie verarmte mehr und mehr. Hinzukamen Unterdrückung und Verfolgung aus sogenannten rassistischen Gründen. Im Juni 1938 mußte sie ihre Gemeindewohnung im 18. Bezirk verlassen, da sie die Miete nicht mehr aufbrachte. Nach der Delogierung lebte sie, wie Herbert Exenberger eruiert hat, erst im 1. Bezirk, Salzgries 16, dann ebenda in der Werdergasse 7, schließlich im 9. Bezirk, Pramergasse 6 und Ingenhouszgasse 4. Im Juni 1942 wurde Else Feldmann nach Sobibór deportiert und ermordet.

*

Else Feldmann schloß sich während des Ersten Weltkriegs dem Kreis an, der sich um den Sozialreformer Josef Popper-Lynkeus gebildet hatte. Bei der Gründung der Wiener Gruppe der *Clarté* (1922) war sie dabei. Nicht zuletzt war die überzeugte Sozialdemokratin

³ Arbeiter-Zeitung, 27. 9. 1929.

von Anfang an (Januar 1933) Mitglied der *Vereinigung sozialistischer Schriftsteller*. Als der Verein wie alle sozialdemokratischen Organisationen 1934 verboten wurde, hatte sie sich als Schriftstellerin, ausgewiesen durch mehrere selbständige und zahlreiche unselbständige Veröffentlichungen, nicht nur in der Arbeiterpresse einen Namen gemacht. Über ihr erstes Buch, *Löwenzahn*, urteilte Felix Salten in der *Neuen Freien Presse* vom 15. Januar 1922:

Immer wieder liest man in Dutzenden von Buchkritiken, die an sich gewiß Aufsehen erregende Nachricht, dieser oder jener Autor habe sich mit diesem oder jenem Roman „in die erste Reihe deutscher Erzähler“ gestellt. Es ist klar, daß eine Nachricht, die alle Tage ein paar dutzend Male wiederholt wird, nicht das geringste Aufsehen mehr erregen kann. Man wird ganz abgestumpft dagegen. Nur manchmal regt sich die Besinnung, und man denkt: Gott bewahre . . . wie sieht die erste Reihe deutscher Erzähler aus! Deshalb möchte ich Else Feldmann auch gar nicht in eine derartige, etwas gemischte Gesellschaft bringen. Sie erscheint mir, unter uns gesagt, zu gut für diese erste Reihe. Außerdem ist es ja ganz gleichgültig, wohin ich oder sonst jemand sie stellen will. Sie hat sich mit ihrem Buch schon selbst auf einen ganz besonderen Platz gestellt.

Es tut mir auch sehr leid, daß Worte, wie: menschlich, gütig liebevoll, so schrecklich abgedroschen, so abgegriffen und verwischt wurden, daß sie heute total unbrauchbar geworden sind. Das ist geschehen, weil es in den letzten Dezennien, namentlich aber in den letzten Jahren immer weniger und weniger Menschlichkeit, Güte und Liebe auf der Welt gegeben hat. Die guten Gesellen, denen diese Worte immerzu aus dem Mund und aus der Feder liefen, haben damit sogar einen unwillkürlichen Selbstverrat begangen. Je weiter sie davon entfernt waren, wirkliche Menschen zu sein, desto öfter sprachen sie von Menschlichkeit, je ärmer sie an Güte und Liebe dastanden, desto lauter brüllten sie, daß der Mensch gut und liebevoll sein müsse. Jedenfalls haben sie diese Worte zu Tode gehetzt und das ist schade. Denn auf das Buch der Else Feldmann hätten sie gepaßt.

Seit etlichen Jahren kennt man Else Feldmann in Wien als Fürbitterin für arme Kinder, für arme Mütter, für verlorene Existenzen, die sie überall aufspürt und zu deren Rettung sie sich dann an die Öffentlichkeit wendet. Weichmütig, aber voll Beharrlichkeit, beständig in einem leisen Klagen, manchesmal sogar verknauscht, aber im Wesensgrund doch von einer zähren Energie, aus deren unablässiger Bemühung für so viele schon lebendige Hilfe wurde. Das schwesterliche Walten dieses stillen und bescheidenen Mädchens hatte einen Schimmer von Poesie, wobei es zweifelhaft, aber auch nebensächlich blieb, ob sie wirklich so still und bescheiden war, wie man dachte. Jedenfalls, der poetische Schimmer überwob ihre hingebende Arbeit für die Armen und Ärmsten, und mit der Genügsamkeit, die der Mensch für andere nun einmal besitzt, fand man, das sei schon sehr viel und gab sich damit zufrieden. Daß sie auch sonst noch Talent haben könne, glaubte man so ungefähr und glaubte es gerne. Ohne rechte Zuversicht. Einmal war ein Stück von ihr aufgeführt worden und hatte Talent verheißen. Aber was wollen solche Verheißungen besagen? In hundert Fällen besagen sie hundertmal gar nichts. Und jetzt hat Else Feldmann mit diesem Buche jedes Erwarten übertroffen.

Warum es *Löwenzahn* heißt, ließe sich leicht auseinandersetzen. Doch es hat wohl keinen rechten Zweck, den wehmütig schönen Sinn dieses Titels in billigen Erklärungen zu zerpupfen. *Eine Kindheit*, steht da als Untertitel, und das Buch erzählt in der Ichform die Geschichte einer in Armut verlebten Kinderzeit. Ein kleines Mädchen wächst auf, in einer Armeleutewohnung der Großstadt. Einige Stuben, von Stickluft und Küchendunst erfüllt, in irgendeiner Mietskaserne, die wieder neben anderen Mietskasernen in einer die vielen traurigen Gassen steht, aus denen sich die sogenannten volkreichen Bezirke zusammensetzen. Wien? Ja, Wien. Aber nicht die Stadt der Wiener Literatur oder des Wiener Walzers oder des Wiener Frohsinns oder sonst eines typischen, hundertfach plakatierten Wiener Merkmals, sondern ein anonymes, eintönig graues, unendlich trübseliges Wien, ein Großstadtgefängnis, darin man gelebt haben, darin man heimisch sein muß, um zu erkennen, wie gut hier die Trostlosigkeit der Brigittenau und mancher elender Teile der Leopoldstadt getroffen ist. Für die Menschheit, die in diesem freudeverlassenen Großstadtlabyrinth zugemauert hinlebt, ist ein Spaziergang am schäbigen Ufer des Donaukanals schon ein Weg ins Freie, der staubige Rasen des Augartens die grüne Natur und der nebelfeuchte Prater die blühen-

de Wildnis. Ist man, durch solch ein Buch oder schlimmer, durch eigenes Geschick in solch ein Dasein verstrickt, dann erscheint der Hermannskogel so weit wie Interlaken, der Semmering so unerreichbar wie die Gipfelhöhen von Ceylon und der Erlaufsee etwa so märchenhaft wie das blaue Tyrrhener Meer. In diesen dumpfen Stuben also, in diesen armen Straßen wächst ein kleines Mädchen auf. Und erzählt ihr Leben. Von ihren ersten Eindrücken angefangen, von ihren frühesten Erinnerungen bis zur Schule. Dann durch die Schuljahre bis zur Erwachsenenheit.

Ganz leise verknüpft das kleine Mädchen mit ihrem eigenen, schmalen Leben das Schicksal von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von Kindern der Nachbarschaft, Dienstmädchen, Bekannten, Geschäftsleuten, Lehrern und Lehrerinnen. Da wird nichts erklärt, nichts analysiert und nicht einmal so recht geschildert, denn das kleine Mädchen versteht ja die Altersgenossen noch nicht so genau, um sie zu erklären, geschweige denn die Erwachsenen. Das kleine Mädchen erzählt nur, wiederholt nur Gespräche, die sich ihr eingepägt haben, deutet Gesichter an, Szenen, Schauplätze, die ihr in der Erinnerung bleiben. Und das ist nun so außerordentlich an diesem Buche, daß Else Feldmann diese ganze enge, und in all ihrer Enge so lebensvolle, figurenreiche Welt durchwegs aus der Kinderperspektive ansieht, durchwegs aus der Kinderseele darstellt. Und später, in der Phase der Pubertät wird der Ton ein wenig reifer. Aber auch hier ist alles mehr ein Ahnen als ein Wissen, und alles ist kindlich. Außerordentlich ist die Fülle der Gestalten, die da vorübergleitet, frappant die Lebendigkeit, mit der sie unvergesslich dastehen. Die Positivität ihres Daseins wirkt erschütternd; und aus der Teilnahme, zu der sie uns alle gleichmäßig zwingen, aus der Zuneigung, die man für alle empfindet, merkt man, daß sie mit einer wahrhaft dichterischen Kraft geformt sind.

Es ist ein seltsames Buch, das man mit Schmerz und mit Entzücken liest, und das man unweigerlich bewundert, das man bedingungslos liebt, wenn man es gelesen hat. Es ist in seiner Zartheit des Empfindens und in der durchdringenden Reinheit der Anschauung, wie in seiner sicheren Subtilität des Ausdruckes ein unvergleichliches Buch. Fast ohne literarische Anklänge. Nur ein leises Echo von Peter Altenberg wird hie und da vernehmlich. Und es ist, was Else Feldmann betrifft, ein beunruhigendes Buch. Weil sich's ja gar nicht wissen läßt, ob sie damit einen großen Anfang zeigt, oder ob sie hier gleich alles gegeben hat, was sie besitzt. Sie wird nach diesem Buch entweder lauter Meisterwerke oder gar nichts Belangreiches mehr schreiben. Ich bin ein Optimist und hoffe auf die Meisterwerke.

*

Wie Salten über ihre späteren Bücher gedacht hat, ist unbekannt; er hat sie nicht rezensiert. – Dank den Nachforschungen, die Herbert Exenberger unternommen hat, nimmt Else Feldmann heute den Platz in der österreichischen Literaturgeschichte ein, der ihr zusteht.

*

Bibliographie

Bibliographien

- Herbert Exenberger: Auf den Spuren von Else Feldmann: Eine Wiener Schriftstellerin – Opfer des Holocaust. – In: Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Wien (Österreichischer Bundesverlag) 1990, S. 69 – 75.
- Helga Mayer: Else Feldmann – Journalistin und Schriftstellerin. Dipl.-Arb. (Universität Wien) 1992, S. 100 – 104.

Selbständige Veröffentlichungen

- Löwenzahn. Eine Kindheit. Wien (Rikola) 1921. Neuauflagen unter dem Titel *Melodie in Moll*. Leipzig (Rothbart) 1930; zugleich Berlin-Leipzig (Glöckner) 1930. Zuletzt Wien (Verlag für Gesellschaftskritik), 1993, und Wien (Milena) 2003.
- Liebe ohne Hoffnung. Erzählungen. Berlin (Verlag der Büchergilde Gutenberg) 1928.
- Der Leib der Mutter. Leipzig-Wien (E. Prager) 1931. Abermals Wien (Wiener Frauenverlag) 1993.
- Martha und Antonia. Roman. Wien (Milena) 1997.

Herausgeberische Tätigkeit

- (Gemeinsam mit Anna Nussbaum): Das Reisebuch des Wiener Kindes. Eine Sammlung von Briefen, Aufsätzen und Zeichnungen der Wiener Schulkinder im Ausland. Wien (Gloriette) 1921.

Romane und Erzählungen

- Bettina und der Faun. – In: Die Zeit, Nr. 2076, 5. 7. 1908, Beilage S. 5 – 7.
- Sophia. – In: Die Zeit, Nr. 2090, 19. 7. 1908, Beilage S. 3 – 5.
- Meine Freundin Jeanny. – In: Die Zeit, Nr. 2173, 11. 10. 1908, Beilage S. 3 – 6.
- Das rote Licht. – In: Die Zeit, Nr. 2483, 22. 8. 1909, Beilage S. 1 – 2.
- Absalon. – In: Die Zeit, Nr. 3809, 4. 5. 1913, Beilage S. 1 – 3.
- Am Strande. – In: Die Zeit, Nr. 3920, 24. 8. 1913, Beilage S. 6 – 7.
- Ich bin es nicht! . . . – In: Die Zeit, Nr. 4048, 4. 1. 1914, Beilage S. 1.
- Vom Finden und Verlieren. – In: Die Zeit, Nr. 4165, 3. 5. 1914, Beilage S. 7.
- Angst. – In: Die Zeit, Nr. 4297, 13. 9. 1914, Beilage S. 7.
- Das Nachttier. – In: Die Zeit, Nr. 4781, 16. 1. 1916, Beilage S. 1 – 2.
- Der Augenblick des Glücks. – In: Die Zeit, Nr. 4788, 23. 1. 1916, Beilage S. 4.
- Klein Mia. – In: Die Zeit, Nr. 4809, 13. 2. 1916, Beilage S. 1 – 2.
- Aus einem Kinderhospital. – In: Die Zeit, Nr. 4823, 27. 2. 1916, Beilage S. 2 – 3.
- Das ist das Glück. Ein Bild aus unseren Tagen. – In: Der Abend, Nr. 134, 13. 6. 1916, S. 3 – 4.
- Die Alten. – In: Der Abend, Nr. 220, 26. 9. 1916, S. 4.
- „Zu den Müttern müßt ihr hinuntersteigen ...“ – In: Der Abend, Nr. 61, 29. 3. 1917, S. 3 – 4.
- Gebet im Frühling. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8812, 16. 5. 1918, S. 3.
- Der Augenblick des Glücks. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8821, 26. 5. 1918, S. 3.
- Im Kinderhospital. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8828, 2. 6. 1918, S. 3 – 4.
- Zwei Dichter. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9116, 20. 3. 1919, S. 3 – 4.
- Aus der Kindheit. Aus einem unveröffentlichten sozialen Kinderroman. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9203, 17. 6. 1919, S. 3.
- Aus der Kindheit. Aus einem unveröffentlichten Kinderroman. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9460, 7. 3. 1920, S. 8 – 9.
- Aus der Kindheit. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9488, 4. 4. 1920, S. 8.
- Aus der Kindheit. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9535, 23. 5. 1920, S. 7 – 8.
- Die Macht des Ringes. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9683, 19. 10. 1920, S. 3 – 4.
- Aus der Kindheit. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9706, 12. 11. 1920, S. 5.

- Ein Märchen, das wahr ist. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20254, 17. 1. 1921, S. 1 – 3.
- Der Spaziergang. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 263, 25. 9. 1921, S. 7.
- Das alte Haus. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 294, 26. 10. 1921, S. 6.
- Liebe ohne Hoffnung. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 346, 18. 12. 1921, S. 12.
- Mit dreizehn Jahren. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 50, 19. 2. 1922, S. 5.
- Der Junggeselle. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 78, 19. 3. 1922, S. 5.
- Die nassen Wände. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 152, 4. 6. 1922, S. 13 – 14.
- Als ich zum erstenmal den Frühling sah. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 200, 23. 7. 1922, S. 7.
- Der Schein. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 97, 10. 4. 1923, 4.
- Der weiße Baum. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 107, 20. 4. 1923, S. 4.
- Josefine. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 220, 12. 8. 1923, S. 7 – 8.
- Michael. Eine Knabengeschichte. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 241, 2. 9. 1923, S. 9 – 10.
- Die Träume. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 275, 7. 10. 1923, S. 15 – 16.
- Herbsttag. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 280, 12. 10. 1923, S. 9.
- Besuch. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 303, 4. 11. 1923, S. 9 – 10. Nachdruck in: Arbeiterwille (Graz), 26. 8. 1924.
- Aus der Kindheit. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 353, 27. 12. 1923, S. 4.
- Aus der Kindheit. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 33, 2. 2. 1924, S. 10 – 11. Abermals in: Arbeiterwille (Graz), 26. 8. 1924.
- Der Leib der Mutter. Roman. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 82, 23. 3. 1924, S. 17. (Anfang). Ende in Nr. 124, 5. 5. 1924, S. 4.
- Abenteuer. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 183, 4. 7. 1924, S. 9 – 10.
- Luftballon. – In: Die Frau, Nr. 10, 1. 12. 1924.
- Gedenkblatt. – In: Österreichischer Arbeiterkalender 1925. Wien (Vorwärts) 1925, S. 56 – 58.
- Die weinenden Kinder. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 88, 30. 3. 1925, S. 3.
- Dini. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 176, 28. 6. 1925, S. 18.
- Das Fräulein. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 210, 2. 8. 1925, S. 15 – 16.
- Regenwürmer im Schneckenhaus. Tiermärchen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 258, 20. 9. 1925, S. 17.
- Die schwere Aufgabe. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 307, 8. 11. 1925, S. 18 – 19.
- Das Glück des Affen Putz. (Erzählung). – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 336, 7. 12. 1925, S. 4. Nachdruck in: Der neue illustrierte Familien-Kalender 1938. Jahrbuch für Haus und Familie in Stadt und Land. Wien (Großeinkaufsgesellschaft österreichischer Consumvereine) o. J., S. 76 – 78.
- Das Eselchen. (Erzählung). – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 342, 13. 12. 1925, S. 19.
- Kindergeschichten. – In: Das Neue Jahr. (55. Jg. des Österreichischen Arbeiterkalenders). Wien (Vorwärts) 1926, S. 74 – 78.
- Schwalbenmärchen. – In: Arbeiterwille (Graz), 31. 3. 1926.
- Menschliches. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 100, 11. 4. 1926, S. 18.
- . . . Daß nicht alle Blüenträume reiften . . . (Erzählung). In: Die Frau, Nr. 6, 1. 6. 1926, Beilage: Freie Stunden.
- Die Wölfe. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 175, 27. 6. 1926, S. 19.
- Ein Abenteuer. – In: Arbeiterwille (Graz), 23. 7. 1926.
- Herr Janek. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 202, 24. 7. 1926, S. 7.
- Arm, ärmer, am ärmsten. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 300, 30. 10. 1926, S. 8 – 9.
- Die Bloßfüßigen. Eine Kindergeschichte. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 334, 5. 12. 1926, S. 28 (Anfang). Ende in Nr. 346, 17. 12. 1926, S. 11.
- Mit vierzehn Jahren. Kindergeschichte. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 95, 6. 4. 1927, S. 12 (Anfang). Ende in Nr. 104, 15. 4. 1927, S. 13.
- Tänzerin. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 154, 5. 6. 1927, S. 17 – 18.

- Das Lied vom Leben. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 180, 2. 7. 1927, S. 12 (Anfang). Ende in Nr. 190, 12. 7. 1927, S. 9.
- Unser schönes Zimmer. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 183, 5. 7. 1927, S. 3 – 4.
- An was Marie denkt. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 215, 8. 8. 1927, S. 7.
- Leichtsinn. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 258, 21. 9. 1927, S. 3.
- Kastanienbäume im Augarten. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 309, 11. 11. 1927, S. 3.
- Das Postamt. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 338, 11. 12. 1927, S. 3.
- Aschanti und Buren. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 15, 15. 1. 1928, S. 19.
- Verzauberung. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 78, 18. 3. 1928, S. 20 – 21.
- Die Nähmaschine. – In: Der Abend, Nr. 71, 24. 3. 1928, S. 11.
- Allerlei Theater. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 99, 1. 4. 1928, 19 – 20.
- Ludmilla, die Kugeltänzerin. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 192, 12. 7. 1928, S. 4.
- Der Maler. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 202, 22. 7. 1928, S. 17 – 18.
- Drei Menschen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 222, 11. 8. 1928, S. 3.
- Keine Schuhe. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 306, 3. 11. 1928, S. 3.
- Im Tanzsaal. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 20, 20. 1. 1929, S. 3 – 4.
- Als ich ein bißchen älter wurde . . . – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 90, 31. 3. 1929, S. 5 – 6.
- Der Vogelfund im Garten. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 225, 16. 8. 1929, S. 5 – 6.
- Gebildeter Mann . . . – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 311, 10. 11. 1929, S. 17 – 18.
- Von *Gnädigen und Dienstboten*. [Aus *Liebe ohne Hoffnung*]. – In: Die Frau, Nr. 12, 1. 12. 1928.
- Die ersten Tage in der Fabrik. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 361, 31. 12. 1929, S. 4 – 5.
- Anna. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 67, 9. 3. 1930, S. 19.
- Mein weißes Kleid. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 261, 21. 9. 1930, S. 13.
- Fetzenpuppe. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 280, 10. 10. 1930, S. 7.
- Eisenbahnfahrt. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 288, 18. 10. 1930, S. 7.
- Sind wir wieder gut? Eine Kindergeschichte. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 314, 14. 11. 1930, S. 7.
- Wie könnt' man zwei Kreuzer verdienen? – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 118, 29. 4. 1931, S. 7.
- Maricka und die Vier. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 236, 28. 8. 1931, S. 7.
- Ein Zirkel und seine Folgen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 332, 2. 12. 1931, S. 9 (Anfang). Ende in Nr. 333, 3. 12. 1931, S. 9.
- Und am Weihnachtstag . . . – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 355, 25. 12. 1931, S. 19.
- Vom Strumpfstricken. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 176, 26. 6. 1932, S. 16 – 17.
- Rote Schminke vor Weihnachten. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 344, 13. 12. 1932, S. 4.
- Letzte Küsse. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 64. 5. 3. 1933, S. 18.
- Da wurde es Frühling. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 88, 30. 3. 1933, S. 6.
- Neue Bekanntschaft. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 136, 18. 5. 1933, S. 6.
- Armenschülerin. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 176, 28. 6. 1933, S. 8.
- Verregneter Sommer. Eine Jugenderinnerung. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 232, 23. 8. 1933, S. 6.
- Wir lernen vom Menschen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 248, 8. 9. 1933, S. 6.
- Er ist der Herr! . . . – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 289, 19. 10. 1933, S. 6.
- Ein Zwiegespräch um den Tod. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 302, 1. 11. 1933, S. 5.
- Ein Stern schaut ins Fenster. – In: Bunte Woche, Nr. 45, 5. 11. 1933, S. 13.
- Nun will es dunkel werden. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 312, 11. 11. 1933, S. 6.
- Martha und Antonia. (Roman). – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 320, 19. 11. 1933, S. 10 (Anfang). Erschienen bis zur 79. Fortsetzung in Nr. 39, 11. 2. 1934, S. 3.
- Liebesgedichte. – In: Bunte Woche, Nr. 10, 15. 4. 1934, S. 4.
- Die Erinnerung. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 21, 27. 6. 1934, S. 8.
- Letzte Station. (Erzählung). – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 29, 12. 8. 1934, S. 9.

- Die reine große Wahrheit. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 31, 26. 8. 1934, S. 9.
- Die Geschichte von einem Fuchs. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 33, 9. 9. 1934, S. 8.
- Erlebtes und Erträumtes. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 37, 7. 10. 1934, S. 8.
- Kindergeschichten. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 39, 21. 10. 1934, S. 8 – 9.
- Die Puppe. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 41, 4. 11. 1934, S. 8.
- Das Mädchen aus dem Café. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 43, 18. 11. 1934, S. 8.
- Haarfärbemittel für Schwarz. Eine Jugenderinnerung. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 45, 2. 12. 1934, S. 11.
- Der Eintänzer. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 47, 16. 12. 1934, S. 8.
- An einem Silvesterabend. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 49, 30. 12. 1934, S. 10.
- Die Geschichte des kleinen Hansl. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 4, 27. 1. 1935, S. 10.
- Die Nähmaschine. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 8, 24. 2. 1935, S. 9 – 10.
- Der schottische Mantel. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 12, 24. 3. 1935, S. 8.
- Reden wir über Stiefmütter . . . – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 17, 28. 4. 1935, S. 9.
- In einer anderen Schule. – In: Arbeiter-Woche, Nr. 7, 22. 6. 1935, S. 11.

Journalistische Beiträge

- Sederabend im allgemeinen Krankenhaus. – In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, Nr. 14, 5. 4. 1912, S. 231.
- Die Vormundschaft der Frauen. (Gez.: E. F.) – In: Der Abend, Nr. 69, 24. 3. 1916, S. 4.
- Alfred Grunewald. [Grünwald] – In: Der Abend, Nr. 84, 12. 4. 1916, S. 3.
- Waldschulkinder. – In: Der Abend, Nr. 275, 1. 12. 1916, S. 3 – 4.
- Bücher. Drei Tage, eine Novelle aus Petzolds Arbeitstagen. – In: Der Abend, Nr. 296, 29. 12. 1916, S. 4.
- Lia Rosen. – In: Der Abend, Nr. 9, 12. 1. 1917, S. 4.
- Hofoper. *Manon*, neuinszeniert. – In: Der Abend, Nr. 23, 29. 1. 1917, S. 4.
- Strindberg. – In: Der Abend, Nr. 48, 14. 3. 1917, S. 4.
- Konzert. – In: Der Abend, Nr. 70, 10. 4. 1917, S. 4.
- Vor dem Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 74, 14. 4. 1917, S. 3.
- Vom Jugendgericht. Die Räuberbande. – In: Der Abend, Nr. 80, 21. 4. 1917, S. 4.
- Jugendgerichtsstudien. (Verhandlung vom 27. April.) – In: Der Abend, Nr. 86, 28. 4. 1917, S. 3.
- Bibel – Euripides-Abend. Lia Rosen. – In: Der Abend, Nr. 89, 3. 5. 1917, S. 4.
- Vom Jugendgericht. [Ungez.] – In: Der Abend, Nr. 91, 5. 5. 1917, S. 3.
- Jugendgerichtsstudien. Hunger. – In: Der Abend, Nr. 108, 26. 5. 1917, S. 3.
- Jugendgerichtsstudien. Die Ursache. – In: Der Abend, Nr. 113, 2. 6. 1917, S. 3.
- Jugendgerichtshof. – In: Der Abend, Nr. 118, 9. 6. 1917, S. 3.
- Jugendgerichtshof. Ein unglaublicher Fall. – In: Der Abend, Nr. 172, 13. 8. 1917, S. 3.
- Jugendgerichtshof. – In: Der Abend, Nr. 177, 20. 8. 1917, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Ein Abend in Ottakring. – In: Der Abend, Nr. 183, 27. 8. 1917, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Dämonen. – In: Der Abend, Nr. 189, 3. 9. 1917, S. 4.
- Jugendsenat. Die Zelle. – In: Der Abend, Nr. 206, 24. 9. 1917, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Der Ministrant. – In: Der Abend, Nr. 212, 1. 10. 1917, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Aus einem großen Warenhause. – In: Der Abend, Nr. 218, 8. 10. 1917, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 224, 15. 10. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Seelentuberkulose. – In: Der Abend, Nr. 230, 22. 10. 1917, S. 4.
- Vorträge über Jugendfürsorge. (Gez.: e. f.) – In: Der Abend, Nr. 231, 23. 10. 1917, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Kohlen. – In: Der Abend, Nr. 286, 29. 10. 1917, S. 3.

- Bilder vom Jugendgericht. Kirschen, Trauben, Pflaumen. – In: Der Abend, Nr. 241, 5. 11. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 247, 12. 11. 1917, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 252, 19. 11. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Studienköpfe aus Ottakring. – In: Der Abend, Nr. 258, 26. 11. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Der Hunger. – In: Der Abend, Nr. 264, 3. 12. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Die k. k. Post. – In: Der Abend, Nr. 269, 10. 12. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 281, 24. 12. 1917, S. 3.
- Bilder vom Jugendgericht. Jugendsenat. – In: Der Abend, Nr. 285, 31. 12. 1917, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Spielende Kinder. – In: Der Abend, Nr. 5, 7. 1. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Der Lehrling. – In: Der Abend, Nr. 11, 14. 1. 1918, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Die Schwachsinnigen. – In: Der Abend, Nr. 15, 21. 1. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 21, 28. 1. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 26, 4. 2. 1918, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Kinder als Wirtschaftler und Köche. – In: Der Abend, Nr. 33, 11. 2. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Abend, Nr. 38, 18. 2. 1918, S. 3 – 4. Bilder vom Jugendgericht. Die tanzenden Narren. – In: Der Abend, Nr. 44, 25. 2. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Der erste Staatsanwalt an die Geschworenen. – In: Der Abend, Nr. 50, 4. 3. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Jugendsenat. – In: Der Abend, Nr. 56, 11. 3. 1918, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. Die Depravierten. – In: Der Abend, Nr. 62, 18. 3. 1918, S. 3.
- Volksgift. Bilder aus der Trinkerfürsorge. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8835, 9. 6. 1918, S. 6.
- Bilder vom Jugendgericht. Die Heimat eines kleinen Kohlendiebes. – In: Der Neue Abend, Nr. 1, 10. 6. 1918, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Der Neue Abend, Nr. 7, 17. 6. 1918, S. 3 – 4.
- Bilder vom Jugendgericht. *Revolte* beim Erdäpfelwagen. – In: Der Morgen, Nr. 25, 24. 6. 1918, S. 5.
- Für die Heilbaren. Ein Weg zur Hilfe. – In: Der Morgen, Nr. 27, 8. 7. 1918, S. 6.
- Der Mensch ist gut. [Über Leonhard Frank]. – In: Der Morgen, Nr. 28, 15. 7. 1918, S. 5.
- Aus dem Leben einer jungen Arbeiterin. – In: Der Morgen, Nr. 29, 22. 7. 1918, S. 5.
- In die weite Welt. – In: Der Morgen, Nr. 31, 5. 8. 1918, S. 5.
- Mit Wiener Kindern in Ungarn. – In: Der Morgen, Nr. 33, 19. 8. 1918, S. 5 – 6.
- Mit Wiener Kindern in Ungarn. Lose Bilder. – In: Der Morgen, Nr. 39, 30. 9. 1918, S. 6.
- Bilder von der menschlichen Seele. Mutter und Sohn. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8981, 3. 11. 1918, S. 3.
- Die Reservistenfrauen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8986, 8. 11. 1918, S. 4 – 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Gespensterträume. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8988, 10. 11. 1918, S. 3.
- Mittelalterliches vom Jugendamt. – In: Der Morgen, Nr. 46, 18. 11. 1918, S. 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Die Seuche. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8997, 19. 11. 1918, S. 3.
- Kulturarbeit. I. Die Ärzte. – In: Der Morgen, Nr. 47, 25. 11. 1918, S. 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Kälte und Finsternis. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9009, 1. 12. 1918, S. 3.
- Bilder von der menschlichen Seele. Der Mann ohne Gesicht. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9015, 7. 12. 1918, S. 3.

- Kulturarbeit. II. Spitäler und Heilstätten. – In: Der Morgen, Nr. 48, 9. 12. 1918, S. 5 – 6.
- Bücher. Gedanken. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9023, 15. 12. 1918, S. 7.
- Beethovens Stammbuch. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9030, 22. 12. 1918, S. 6 – 7.
- Kaffeehausleben. – In: Der Morgen, Nr. 51, 23. 12. 1918, S. 5.
- Bilder von der menschlichen Seele. Der Diebstahl. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 2034, 27. 12. 1918, S. 3 – 4.
- Bilder von der menschlichen Seele. Schlaflose Nacht des Arbeitslosen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9039, 1. 1. 1919, S. 8 – 9.
- Kulturarbeit. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9043, 5. 1. 1919, S. 6.
- Im Warenhaus. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9049, 12. 1. 1919, S. 6 – 7.
- Der Leidensweg der Mütter. – In: Der Morgen, Nr. 2, 13. 1. 1919, S. 5 – 6.
- Wiener Kinderelend. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9056, 19. 1. 1919, S. 6.
- Wiener Kinderelend. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9061, 24. 1. 1919, S. 4 – 5.
- Menschen ohne Herz. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9063, 26. 1. 1919, S. 7.
- Der Leidensweg der Mütter. – In: Der Morgen, Nr. 4, 27. 1. 1919, S. 5.
- Zitronen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9073, 5. 2. 1919, S. 5.
- Die kommunistische Partei. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9077, 9. 2. 1919, S. 7 – 8.
- Von Dienenden. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9086, 18. 2. 1919, S. 3 – 4.
- Popper-Lynkeus. Zum 81. Geburtstag. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9091, 23. 2. 1919, S. 5.
- Wiener Elend. [Ungez.]. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9098, 2. 3. 1919, S. 7.
- Bilder des Elends. Rachitis. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9105, 9. 3. 1919, S. 5 – 6.
- Vorfrühling im Wiener Armenbezirk. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9126, 30. 3. 1919, S. 8 – 9.
- Kinder in die Schweiz. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9129, 2. 4. 1919, S. 5 – 6.
- Ein Tag des Friedens. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9133, 6. 4. 1919, S. 8.
- Kondensmilch. Ein Mahnwort an die Regierung. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9137, 10. 4. 1919, S. 4.
- Knut Hamsuns *Segen der Erde*. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9140, 13. 4. 1919, S. 8.
- Dostojewski. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9147, 20. 4. 1919, S. 9.
- Entartung. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9153, 27. 4. 1919, S. 8 – 9.
- Der Sozialismus – ein Rechtskampf. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9157, 1. 5. 1919, S. 5 – 6.
- Am Tische der Armen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9160, 4. 5. 1919, S. 9.
- Bilder aus dem Wiener Getto. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9163, 7. 5. 1919, S. 6.
- Das Leben der Maschine. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9167, 11. 5. 1919, S. 7.
- Ein Linkswalzer um den Blaufuchs. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9170, 14. 5. 1919, S. 6.
- Das Leben der Armen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9174, 18. 5. 1919, S. 8.
- Vor der Tür des Gefängnisses. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9178, 22. 5. 1919, S. 5.
- Umerziehende Kinder. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9181, 25. 5. 1919, S. 8 – 9.
- Die Privatkrisen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9188, 1. 6. 1919, S. 8.
- Vor dem Kriege. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9195, 8. 6. 1919, S. 7 – 8.
- Josef Popper-Lynkeus Selbstbiographie. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9200, 14. 6. 1919, S. 5 – 6.
- Der Jugendrichter. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9208, 22. 6. 1919, S. 7.
- Erlebnisse einer Serviertochter. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9216, 30. 6. 1919, S. 3.

- Sommerabend in Ottakring. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9222, 6. 7. 1919, S. 8–9.
- Die Erzieherin. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9229, 13. 7. 1919, S. 9–10.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9236, 20. 7. 1919, S. 8.
- Die Tuberkulose. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9240, 25. 7. 1919, S. 5.
- Blumen am Fenster. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9242, 27. 7. 1919, S. 8.
- Das Zölibat der Spitalsärzte. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9246, 31. 7. 1919, S. 5.
- Jahrestag. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9252, 6. 8. 1919, S. 4.
- Ferienkinder. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9256, 10. 8. 1919, S. 10.
- Alte Menschen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9271, 25. 8. 1919, S. 3–4.
- Augarten. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9284, 7. 9. 1919, S. 8.
- Menagerie. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9290, 14. 9. 1919, S. 8.
- Inferno. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9297, 21. 9. 1919, S. 8–9.
- Der Fasanengarten. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9306, 30. 9. 1919, S. 6.
- Hof im Allgemeinen Krankenhaus. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9313, 7. 10. 1919, S. 6.
- Menschengesichter. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9318, 12. 10. 1919, S. 8.
- Justiz. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9325, 19. 10. 1919, S. 8.
- Die Epidemie der Verzweiflung. Ein Wiener Stimmungsbild für die Entente. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9332, 26. 10. 1919, S. 6.
- Eine Zuflucht. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9340, 4. 11. 1919, S. 3.
- Stube der Armut. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9345, 9. 11. 1919, S. 5.
- Mit der englischen Hilfsmission bei den *Verurteilten*. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9351, 15. 11. 1919, S. 5–6.
- Ich glaube an die Menschen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9358, 23. 11. 1919, S. 7–8.
- Menschliche Wohnungen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9365, 30. 11. 1919, S. 5–6.
- Sanatorium. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9375, 11. 12. 1919, S. 3.
- Ohne Heim. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9385, 21. 12. 1919, S. 7.
- Tragödie des kleinen Beamten. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9391, 28. 12. 1919, S. 8.
- Der Vater. Bilder von der menschlichen Seele. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9398, 4. 1. 1920, S. 6.
- Bilder von der menschlichen Seele. Das nervöse Stubenmädchen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9412, 18. 1. 1920, S. 7.
- Bilder von der menschlichen Seele. Blick in fremde Türen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9419, 25. 1. 1920, S. 6.
- Begabte Kinder und ein Genie. Ausstellung: Kind und Kunst. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9426, 1. 2. 1920, S. 6.
- Der geistige Arbeiter Popper-Lynkeus. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9432, 8. 2. 1920, S. 5.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9444, 20. 2. 1920, S. 4.
- Laßt uns arbeiten. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9446, 22. 2. 1920, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9451, 27. 2. 1920, S. 4.
- Das Märchenschloß von Ottakring. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9453, 29. 2. 1920, S. 6.
- Maitag. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9474, 21. 3. 1920, S. 6.
- Menschliche Tragödie. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9481, 28. 3. 1920, S. 5.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9485, 1. 4. 1920, S. 3.
- Die Stätte des Grauens. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9494, 11. 4. 1920, S. 6.
- Tuberkulose im Volke. Die Arbeit der Fürsorgestellten. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9501, 18. 4. 1920, S. 5.

- Lehrlingsheime. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9513, 30. 4. 1920, S. 4.
- Gedanken unter blühenden Bäumen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9514, 1. 5. 1920, S. 6.
- Gespräch von der menschlichen Seele. Briefe nach Amerika. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9525, 13. 5. 1920, S. 4.
- Eine Flugschrift von Popper-Lynkeus. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9528, 16. 5. 1920, S. 5.
- Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9604, 1. 8. 1920, S. 9 – 10.
- Soziale Fürsorge in Schweden. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9618, 15. 8. 1920, S. 9.
- Abschied von Schweden. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9625, 22. 8. 1920, S. 8.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 9645, 11. 9. 1920, S. 3.
- Der Aufstieg der Kinderfreunde. (Gez.: E. F.) – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 339, 10. 12. 1920, S. 4.
- Aufstieg. Roman. Von Johannes Schlaf. (Rezension). – In: Das Literarische Echo (Berlin), Jg. 13, 1920/1921, Sp. 1552 – 1553.
- Die Juden in Lainz. – In: Wiener Morgenzeitung, Nr. 895, 24. 7. 1921, S. 4 – 5.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. – In: Neue Freie Presse (Abdbl.), Nr. 20478, 2. 9. 1921, S. 3 – 4.
- Kinderelend und Jugendverbrechen. Das Jugendheim in Judenu. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20557, 21. 11. 1921, S. 5 – 6.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 336, 8. 12. 1921, S. 9.
- Verwahrloste und mißhandelte Jugend. Bilder vom Jugendgericht. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 53, 22. 2. 1922, S. 6.
- Der Alkohol. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20654, 27. 2. 1922, S. 6 – 7.
- Blick aus dem Hotelfenster. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 64, 5. 3. 1922, S. 5 – 6.
- Kriegsoffer. Anlässlich der Sammeltage der Kriegsofferwoche. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20680, 25. 3. 1922, S. 4.
- Eine Stunde auf der Polizeistube. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 84, 25. 3. 1922, S. 7 – 8.
- Das Ereignis. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 138, 21. 5. 1922, S. 7.
- Zweierlei Anblicke. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 100, 11. 4. 1922, S. 4.
- Bilder vom Jugendgericht. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 117, 30. 4. 1923, S. 3.
- Die neuen Häuser von Wien. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 268, 30. 9. 1923, S. 15.
- Der Arrest als Märchenland. Ein Bild vom Jugendgericht. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 16, 16. 1. 1924, S. 7.
- Proletarietkind und Kinderfreundwerk. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 40, 10. 2. 1924, S. 9.
- Jugendgericht, aber keine Anstalten! – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 71, 12. 3. 1924, S. 2.
- Als ich zum erstenmal den Frühling sah. – In: Arbeiterwille (Graz), 16. 5. 1924.
- Käthe Kollwitz. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 197, 18. 7. 1924, S. 7 – 8.
- Kinder als Diebe. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 288, 18. 10. 1924, S. 7. Fortsetzung in Nr. 289, 19. 10. 1924, S. 8.
- Die Kindertragödie am Tivoli. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 296, 26. 10. 1924, S. 9.
- Das erste Heim für alte Menschen in Österreich. – In: Der Morgen, Nr. 43, 27. 10. 1924, S. 8.
- Der Grenzfall. Im Jugendgericht – Abteilung für Verbrechen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 322, 23. 11. 1924, S. 15.
- Hof im Allgemeinen Krankenhaus. – In: Die Frau, Nr. 10, 1. 12. 1924, Beilage: Freie Stunden.
- Travestie der Liebe. – In: Der Morgen, Nr. 4, 26. 1. 1925, S. 5.
- Postenzug. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 32, 1. 2. 1925, S. 19.
- Hände. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 37, 7. 2. 1925, S. 5.
- Haushalt und Staat. – In: Arbeiter-Zeitung, 80, 22. 3. 1925, S. 19.

- Das letzte Kapitel. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 102, 14. 4. 1925, S. 5.
- Gulliver bei den Riesen. Jugendgericht. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 139, 21. 5. 1925, S. 7.
- Gespensterstunde im Schieberlokal. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 189, 12. 7. 1925, S. 18.
- Jugendgericht. – In: Der Morgen, Nr. 28, 13. 7. 1925, S. 5 – 6.
- Sommergedanken. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 204, 27. 7. 1925, S. 3.
- Man gewöhnt sich. Gespräch mit einem Gefängnisdirektor. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 224, 17. 8. 1925, S. 6.
- Allein. Geschichte von einem Menschen und einem Hunde. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 314, 15. 11. 1925, S. 18 – 19.
- Ein Fest auf dem Steinhof. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 337, 8. 12. 1925, S. 12.
- Das unsichtbare Bordell von Salzburg. (Gez.: E. F.) – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 15, 15. 1. 1926, S. 6.
- Die Kette. Ein neues Buch von Henri Barbusse. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 32, 1. 2. 1926, S. 5.
- Sterben im Spital. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 46, 15. 2. 1926, S. 6.
- Erster Abend in einer fremden Stadt. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 28. 2. 1926, S. 18.
- Eine Uhr nachts. – In: Arbeiterwille (Graz), 25. 3. 1926.
- Drei neue Novellenbücher von Leonhard Frank. An der Landstraße. – Im letzten Wagen. – Die Schicksalsbrücke. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 88, 29. 3. 1926, S. 6.
- Sträfliche Jugenderziehung. – In: Der Morgen, Nr. 22, 31. 5. 1926, S. 8 – 9; Nr. 24, 14. 6. 1926, S. 6 – 7; Nr. 25, 21. 6. 1926, S. 7.
- Musik dem Volke! – In: Der Morgen, Nr. 26, 28. 6. 1926, S. 8.
- Motten. (Bild nach Daumier). – In: Der Tag, Nr. 1284, 29. 6. 1926, S. 10.
- Die Vierzehnjährigen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 227, 18. 8. 1926, S. 9.
- Der letzte Abend Popper-Lynkeus'. – In: Der Tag, Nr. 1457, 21. 12. 1926, S. 4 – 5.
- Immensee und die Jugend. – In: Der Tag, Nr. 1473, 8. 1. 1927, S. 5.
- D. H. Lawrence. Ein neuer großer Dichter. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 86, 28. 3. 1927, S. 7.
- Die Unsinnigkeit der Jugendsenate. – In: Der Morgen, Nr. 28, 11. 7. 1927, S. 6.
- Noch immer schlagen Eltern ihre Kinder! – In: Der Morgen, Nr. 37, 12. 9. 1927, S. 6.
- Der Mantel. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 283, 16. 10. 1927, S. 3 – 4.
- Monolog des Junggesellen. – In: Der Tag, Nr. 1797, 4. 12. 1927, Sonntagsbeil. S. 20.
- Wie aus einer *Besserungs*-Anstalt ein Erziehungsheim wurde. – In: Der Morgen, Nr. 50, 12. 12. 1927, S. 8 – 9.
- Überall Fest! – In: Das Jahr 1928. (57. Jg. des Österreichischen Arbeiterkalenders) Wien (Vorwärts) 1928, S. 102.
- Die beiden Alten. – In: Der Tag, Nr. 1831, 8. 1. 1928, Sonntagsbeilage S. 18.
- Der Zeichner des Lumpenproletariats. Heinrich Zille zum 70. Geburtstag. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 10, 10. 1. 1928, S. 5.
- Jute in Simmering. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 116, 27. 4. 1928, S. 6.
- Wie glückliche Kinder leben. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 155, 5. 6. 1928, S. 3.
- Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummenschule der Gemeinde Wien. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 183, 3. 7. 1928, S. 8.
- Sträflinge ohne Bewachung, ohne Zellen. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 207, 27. 7. 1928, S. 7.
- Die Frau auf dem Markte. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 212, 1. 8. 1928, S. 3.
- Der Ernst des Lebens. Kindergespräch. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 244, 2. 9. 1928, S. 5 – 6.
- Von neuen Büchern. Neger, die Dichter sind. [Rezension von *Afrika singt*]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 349, 18. 12. 1928, S. 6.
- Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen. [Rezension]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 233, 24. 8. 1929, S. 5 – 6.

- Ohne Geld. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 267, 27. 9. 1929, S. 5.
- Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. – In: Kunst und Volk, Nr. 9., Mai 1930, S. 291 - 295.
- Bazillenverkäufer. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 198, 20. 7. 1930, S. 13.
- Tagebuch eines fünfzehnjährigen Mädchens. – In: Die Frau. Sozialdemokratische Monatsschrift für Politik, Wirtschaft, Frauenfragen, Literatur. Nr. 3, März 1932, S. 15 – 16.
- Der Tod in Sibirien. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 310, 8. 11. 1932, S. 5.
- Die Wärmestuben sind eröffnet! – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 330, 29. 11. 1932, S. 6.
- Theaterkaffeehaus. – In: Mocca, Nr. 7, Juli 1933, S. 47 und 49 – 50.
- Verregneter Sommer. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 232, 23. 8. 1933, S. 6.
- Die Arbeiterjugend und der Alkohol. – In Arbeiter-Sonntag, Nr. 18, 27. 5. 1934, S. 6.
- Die Schüler und die Lehrmittel. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 22, 1. 7. 1934, S. 3.
- Aus dem Wasser gezogen. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 24, 8. 7. 1934, S. 8.
- Beethovens Stammbuch. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 27, 29. 7. 1934, S. 8 – 9.
- Das Glück ist da ... – In: Bunte Woche, Nr. 32, 16. 9. 1934, S. 3 – 4.
- Hausgehilfinnen im Spital. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 35, 23. 9. 1934, S. 8.
- *Nach Jahr und Tag*. Ein Buch Knut Hamsuns. – In: Arbeiter-Sonntag, Nr. 48, 23. 12. 1934, S. 10 – 11.
- Hof im Allgemeinen Krankenhaus. – In: Arbeiter-Woche, Nr. 4, 1. 6. 1935, S. 14.

Beiträge in Anthologien nach 1945

- Friedrich G. Kirbisch (Hrsg.): Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Sozialreportagen 1918 – 1945. Ein Lesebuch. Berlin-Bonn (J. W. Dietz Nachfolger) 1981. Darin: Jute in Simmering. (Aus: Arbeiter-Zeitung, 27. 4. 1928).
- Sigrid Schmid und Hanna Schnedl: Totgeschwiegen. Texte zur Situation der Frau von 1880 bis in die Zwischenkriegszeit. Wien (Österreichischer Bundesverlag) 1982. Darin: Drei Menschen. (Aus: Liebe ohne Hoffnung. Berlin 1928). Und: Der Leib der Mutter. (Romanauszug).
- Anna Rheinsberg: Bubikopf. Aufbruch in den Zwanzigern. Texte von Frauen. Darmstadt (Luchterhand) 1988. Darin: Vor dem Kino. (Aus: Liebe ohne Hoffnung. Berlin 1928).
- Wolfgang R. Langenbacher: Sensationen des Alltags. Meisterwerke des österreichischen Journalismus. Wien (Carl Ueberreuter) 1992. Darin: Kinderelend und Jugendverbrechen. Das Jugendheim in Judenu. (Aus: Neue Freie Presse, 21. 11. 1921). – Ein Märchen der Wirklichkeit. In der Taubstummenschule der Gemeinde Wien. (Aus: Arbeiter-Zeitung, 3. 7. 1928). – Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. (Aus: Kunst und Volk, Mai 1930). – Die Wärmestuben sind eröffnet! (Aus: Arbeiter-Zeitung, 29. 11. 1932).
- Christa Gürtler und Sigrid Schmid: Die bessere Hälfte. Österreichische Literatur von Frauen seit 1848. Salzburg (O. Müller) 1995. Darin: Hände. (Aus: Liebe ohne Hoffnung. Berlin 1928).
- Herbert Exenberger: Als stünd' die Welt in Flammen. Eine Anthologie ermordeter sozialistischer Schriftstellerinnen. Wien (Mandelbaum) 2000. Darin: Sederabend im allgemeinen Krankenhause. (Aus: Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, 5. 4. 1912). – Bilder vom Jugendgericht. (Aus: Der Abend, 18. 2. 1918). – Vorfrühling im Wiener Armenbezirk. (Aus: Neues Wiener Journal, 30. 3. 1919). – Gedenkblatt. (Aus: Österreichischer Arbeiterkalender 1925). – Dini. (Aus: Arbeiter-Zeitung, 28. 6. 1925). – Die Frau auf dem Markte. (Aus: Arbeiter-Zeitung, 1. 8. 1928). – Ohne Geld. (Aus: Arbeiter-Zeitung, 27. 9. 1929). – Armenschülerin. (Aus: Arbeiter-Zeitung, 28. 6. 1933).
- Christa Gürtler und Sigrid Schmid-Bortenschlager: Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918 – 1945. Fünfzehn Porträts und Texte. Salzburg, Wien, Frankfurt a. M. (Residenz) 2002. Darin: Ballett auf der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. (Aus: Kunst und Volk, Mai 1930). Die Frau auf dem Markte. (Aus: Liebe ohne Hoffnung. Berlin 1928).

Schauspiel

- Der Schrei, den niemand hört. Schauspiel aus dem Ghetto in vier Akten. (1916).⁴

Szenen

- Gerty Hein und ihre Gäste. – In: Die Zeit, Nr. 3219, 10. 9. 1911, Beilage S. 4 – 5.
- Der Mantel. [Eine Szene aus einer Komödie, nach der gleichnamigen Erzählung von Gogol]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 283, 16. 10. 1927, S. 3 – 4.
- Ballett der Straße. Ein Entwurf für Jazzmusik. – In: Kunst und Volk. Mitteilungen des Vereines *Sozialdemokratische Kunststelle*, Nr. 8, April 1930, S. 291 und 293 – 295.

Gedichte

- Popper-Lynkeus. Zur ersten Wiederkehr seines Todes. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20941, 27. 12. 1922, S. 6.
- Kastanienbäume. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 190, 13. 7. 1925, S. 6.
- Keramik. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 119, 1. 5. 1927, S. 22.

Sekundärliteratur

- -: Eröffnung des Kaiser Franz Joseph-Arbeiterinnen-Erholungsheimes des Wiener Vereines *Frauenhort*. – In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, Nr. 24, 11. 6. 1909.
- Theodor Antropp: Wiener Theater. [U. a. über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Österreichische Rundschau, Bd. XLVI, Januar – März 1916, S. 235 – 236.
- -: Volksbühne. Uraufführung: *Der Schrei, den niemand hört*, Schauspiel aus dem Ghetto in vier Akten von Else Feldmann. – In: Die Zeit, Nr. 4809, 13. 2. 1916, S. 3 – 4.
- Z. (Paul Zifferer): Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Neue Freie Presse, Nr. 18491, 13. 2. 1916, S. 19.
- A. L.: Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Österreichische Volks-Zeitung, Nr. 44, 13. 2. 1916, S. 8.
- Bn (Rudolf Beckmann): *Der Schrei, den niemand hört*, Schauspiel aus dem Ghetto von Else Feldmann. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 44, 13. 2. 1916, S. 19.
- -ey- (Moriz Scheyer): Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Neues Wiener Tagblatt, Nr. 44, 13. 2. 1916, S. 21.
- W. W., Dr.: Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Deutsches Volksblatt, Nr. 9740, 13. 2. 1916, S. 12.
- -: Volksbühne. *Der Schrei, den niemand hörte*, ein Ghetto-Schauspiel von Else Feldmann. – In: Reichspost, Nr. 72, 13. 2. 1916, S. 18.
- m. (Hermann Menkes): Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Neues Wiener Journal, Nr. 8006, 13. 2. 1916, S. 16.
- -: Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Illustriertes Wiener Extrablatt, Nr. 44, 13. 2. 1916, S. 9.
- r. h.: Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Fremden-Blatt, Nr. 44, 13. 2. 1916, S. 15.
- h. I. (Heinrich Leoster): Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Der Morgen, Nr. 7, 14. 2. 1916, S. 4.
- p. f.: Volksbühne. *Der Schrei, den niemand hört*. Schauspiel in vier Akten von Else Feldmann. – In: Wiener Allgemeine Zeitung, Nr. 11352, 14. 2. 1916, S. 4.
- A.....s (Alpheus, d. i. Carl Colbert): *Der Schrei, den niemand hört*. Schauspiel aus dem Ghetto von Else Feldmann. – In: Der Abend, Nr. 35, 14. 2. 1916, S. 4.
- -lz- (Rudolf Holzer): Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Wiener Sonn- und Montags-Zeitung, Nr. 7, 14. 2. 1916, S. 8.

⁴ Zwei Typoskripte haben sich erhalten; das Zensurexemplar im Niederösterreichisches Landesarchiv (St. Pölten), das Regieexemplar in der Bibliothek des Österreichischen Theatermuseums (Wien).

- -: Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Ostdeutsche Rundschau, Nr. 36, 15. 2. 1916, S. 6.
- L. U. (Ludwig Ullmann): Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Wiener Mittags-Zeitung, Nr. 36, 15. 2. 1916, S. 4.
- -: Volksbühne. [Über *Der Schrei, den niemand hört*]. – In: Die Neue Zeitung. Illustriertes unabhängiges Tagblatt. Nr. 48, 17. 2. 1916, S. 6.
- C. B. (Clotilde Benedikt): Der Schrei, den niemand hört. – In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, Nr. 8, 18. 2. 1916, S. 131 – 132.
- C. B. (Clotilde Benedikt): Offener Brief an Frl. Else Feldmann, Verfasserin des auf der Wiener Volksbühne erfolgreich aufgeführten Stückes *Der Schrei, den niemand hört*. – In: Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, Nr. 10, 3. 3. 1916, S. 166.
- Alpheus (Carl Colbert): Wiener Kinder aufs Land. – In: Der Morgen, Nr. 22, 28. 5. 1917, S. 5 – 6.
- Alpheus (Carl Colbert): Ein Märchen für Wiener Kinder. – In: Der Morgen, Nr. 25, 18. 6. 1917, S. 5.
- Felix Salten: Else Feldmann: Löwenzahn. Eine Kindheit. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20611, 15. 1. 1922, S. 31.
- -: Else Feldmann über unsere Ostjuden [in der Arbeiter-Zeitung vom 22. 2. 1922]. – In: Der Volkssturm. Zeitung des deutschen Christenvolkes. Nr. 4, 28. 2. 1922, S. 15.
- Max Lesser: *Löwenzahn*. – In: Neues Wiener Abendblatt, Nr. 73, 14. 3. 1922, S. 4.
- -: Clarté, Wien. [Über den vorbereitenden Ausschuß, dem E. F. angehörte]. – In: Neue Freie Presse, Nr. 20731, 18. 5. 1922, S. 7.
- P. N. (Paula Novotny): *Löwenzahn*. Eine Kindheit. Roman von Else Feldmann. – In: Der Abend, Nr. 143, 26. 6. 1922, S. 3 – 4.
- -: Jugendgericht, aber keine Anstalten. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 72, 13. 3. 1924, S. 5.
- -: Unser neuer Roman. [Über *Der Leib der Mutter*]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 78, 19. 3. 1924, S. 7.
- -: Die Kunstpreise der Stadt Wien. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 170, 22. 6. 1927, S. 10.
- F. R. (Fritz Rosenfeld): Else Feldmann: Liebe ohne Hoffnung. Erzählungen. – In: Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen. Nr. 12, Dezember 1928, S. 258 – 259.
- D. B. (David Josef Bach): Von neuen Büchern. [U. a. über *Liebe ohne Hoffnung*]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 346, 15. 12. 1928, S. 3.
- Paula Novotny: Löwenzahn. Erzählung von Else Feldmann. – In: Die Unzufriedene, Nr. 52, 27. 12. 1930, Beilage S. 416.
- Felix Salten über Else Feldmann. – In: gdz (Gesicht der Zeit). Monatsschrift für Literatur im Prager-Verlag, Juni 1931, S. 14 – 15.
- Fritz Rosenfeld: Zeitromane. [U. a. über *Der Leib der Mutter*]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 233, 25. 8. 1931, S. 7.
- E. St.: Else Feldmann: Der Leib der Mutter. – In: Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen. Nr. 9/10, September/Oktober 1931, S. 91 – 92.
- -: Unser Preisausschreiben. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 64, 5. 3. 1933, S. 7.
- Otto Koenig: Vorlesung sozialistischer Autoren. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 193, 15. 7. 1933, S. 8.
- -: Unser neuer Roman. [*Martha und Antonia*]. – In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 319, 18. 11. 1933, S. 7.
- Arthur Schnitzler: Tagebuch 1913 – 1916. Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 1983, S. 265.
- Herbert Exenberger: Auf den Spuren von Else Feldmann: Eine Wiener Schriftstellerin – Opfer des Holocaust. – In: Jahrbuch 1990 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Wien (Österreichischer Bundesverlag) 1990, S. 56 – 75.
- Herbert Exenberger: Else Feldmann und ihre Beziehung zum Augarten. – In: Augarten-Festschrift. Wien 1990, S. 79 – 82.

- Helga Mayer: Else Feldmann – Journalistin und Schriftstellerin. Dipl.-Arb. (Universität Wien, Institut für Publizistik) 1992.
- Helga Mayer: Eine Wiener Literatin – Opfer des Holocaust. Über die Arbeiterschriftstellerin Else Feldmann. – In: Unterschiede, Nr. 7, 1992, S. 52 – 53.
- Helga Mayer: Else Feldmann. – In: Wiener Zeitung, 26. 5. 1992, Beilage Nr. 4, S. 22 – 23.
- Adolf Opel und Marino Valdéz: Else Feldmann – eine Spurensicherung. – In: Else Feldmann: Löwenzahn. Eine Kindheit. Wien (Verlag für Gesellschaftskritik) 1993, S. 167 – 184.
- Adolf Opel und Marino Valdéz: Else Feldmann – eine Auslöschung und eine Wiederfindung. – In: Else Feldmann: Der Leib der Mutter. Wien (Wiener Frauenverlag 1993), S. 209 – 225.
- Kurt Kahl: Die Wiener Autorin Else Feldmann ist wiederzuentdecken. Wien vor dem Weltkrieg: Kaiserstadt ohne Glanz. [Über *Der Leib der Mutter*]. – In: Kurier, 29. 3. 1993.
- Agnes Broessler: Untermieter des Lebens. Wieder entdeckt: Else Feldmanns Sozialroman: *Der Leib der Mutter*. – In: Wiener Zeitung, 30. 4. 1993.
- H. E. (Herbert Exenberger): Feldmann, Else: Der Leid der Mutter. Roman. – In: Mitteilungen des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, Nr. 111, Mai 1993.
- Anton Thuswaldner: Ein Menschheitsverbesserer und die Abwesenheit des Glücks. Eine Ausgrabung: Else Feldmanns *Der Leib der Mutter* im Wiener Frauenverlag. – In: Salzburger Nachrichten, 29. 5. 1993.
- Ulrich Weinzierl: Wie ein Gift kam es über ihn. Wiener Psychogramm aus vergangener Zeit: *Der Leid der Mutter*. – In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 163, 17. 7. 1993.
- Ilse Pollak: Else Feldmann (1884 – 1942). – In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 279/280, November 1993, S. 101 – 107.
- Eva Haldimann: Kartographie des Elends. Else Feldmanns Roman *Der Leib der Mutter*. – In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 215, 17. 9. 1993.
- Karl-Markus Gauß: Neu entdeckt: Else Feldmanns *Leib der Mutter*. Vorstadtengel. – In: Die Zeit (Hamburg), Nr. 46, 12. 11. 1993.
- Herbert Exenberger: Der *Löwenzahn* blüht wieder. – In: Austriaca (Rouen), Nr. 38, 1994, S. 183 – 185.
- Agnes Broessler: Armut und Ausgrenzung. Zur Neuauflage von Else Feldmanns Kindheitsroman *Löwenzahn*. – In: Wiener Zeitung, 28. 1. 1994, Beilage S. 7.
- H. E. (Herbert Exenberger): Feldmann, Else: Löwenzahn. Eine Kindheit. Roman. – In: Mitteilungen des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, Nr. 115, Februar 1994.
- Herbert Exenberger: Der *Löwenzahn* blüht wieder. – In: Austriaca (Rouen). Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autriche. Nr. 38, Juni 1994, S. 183 – 185.
- Peter Payer: Jüdische Brigittenau. Auf den Spuren einer verschwundenen Kultur. Ausstellung der Gebietsbetreuung Brigittenau. Wien 1995, S. 20 – 22.
- Renate Wall: Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil: 1933 – 1945. Freiburg i. Br. (Kore) 1995. Bd. I, 81 – 83.
- Adolf Opel und Marino Valdéz: Else Feldmann – das Faktische und das Fiktive. – In Else Feldmann: Martha und Antonia. Roman. Wien (Milena Verlag) 1997, S. 373 – 390.
- Albert Bock: Else Feldmann: Martha und Antonia. Roman. – In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Nr. 34, September 1997, S. 53 – 54.
- Herbert Exenberger: Else Feldmann: Spekulation und Wahrheit. [Über *Martha und Antonia*]. – In: Mitteilungen des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, Nr. 13, Oktober 1997, S. 11.
- Herbert Exenberger: Gedenken an Else Feldmann. – In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Nr. 38, September 1997, S. 22.

- Erich Hackl: „Was Sie hier sehen, meine Herren“. [Über Else Feldmann und ihre Romane *Löwenzahn – Eine Kindheit*, *Der Leib der Mutter* und *Martha und Antonia*]. – In: Die Presse, Nr. 14891, 11. 10. 1997, Beilage S. IV.
- Susanne Alge: Kein Lichtstrahl auf Kosten der Wahrheit – Else Feldmanns Roman *Martha und Antonia*. – In: Mit der Ziehharmonika, Nr. 3, November 1997, S. 47 – 48.
- Siglinde Bolbecher: Kolumbien: *Löwenzahn* in Ciudad Bolivar. – In: Mit der Ziehharmonika, Nr. 3, November 1997, S. 55.
- Christa Gürtler: Kampf gegen Ausbeutung. Stand und Widerstand in der Literatur von Frauen. – In: Gleichberechtigung ist das Ziel. Heft 26. Wien (Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales) 1998, S. 75 – 88.
- Else Feldmann – Staudingergasse 9. – In: Die Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Nr. 485, Juli 1998, S. 39.
- Birgit Schwaner: Einfühlsame Unerbittlichkeit. Erinnerung an Else Feldmann, Chronistin der Armut in Wien. – In: Wiener Zeitung, 28. 8. 1998, Beilage S. 6.
- Herbert Exenberger: Gedenken an Else Feldmann. – In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Nr. 38, September 1998, S. 22.
- Siglinde Bolbecher: „Die Wand entlang“ – Ehrung für Else Feldmann. – In: Mit der Ziehharmonika. Zeitschrift für Literatur des Exils und des Widerstands. Nr. 3, Oktober 1998, S. 56.
- Monika Nebosis: Aber was bleibt am Schluß? Else Feldmanns Romane *Löwenzahn*, *Der Leib der Mutter* und *Martha und Antonia*. Dipl.-Arb. (Universität Wien, Institut für Germanistik) 1999.
- Brigitte Spreitzer: Texturen. Die österreichische Moderne der Frauen. Wien (Passagen) 1999, S. 242 – 252.
- Siglinde Bolbecher / Konstantin Kaiser: Else Feldmann. – In: S. B. / K. K. (Hg.): Lexikon der österreichischen Exilliteratur. Wien (Franz Deuticke) 2000, S. 187 – 189.
- -: Else Feldmann. – In: Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. Hrsg.: Österreichische Nationalbibliothek. Bd. 1, A – I. München (K. G. Saur) 2002, S. 310.
- Christa Gürtler und Sigrid Schmid-Bortenschlager: Else Feldmann. – In C. G. und S. S.-B.: Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918 – 1945. Fünfzehn Porträts und Texte. Salzburg, Wien, Frankfurt a. M. (Residenz) 2002, S. 81 – 89 .
- Herbert Exenberger: Else Feldmann – Leben und Werk. – In Else Feldmann: *Löwenzahn – Eine Kindheit*. Roman. Wien (Milena) 2003, S. 183 – 198.
- Eva Geber: Die Frauen, sie bleiben übrig. – In Else Feldmann: *Löwenzahn – Eine Kindheit*. Roman. Wien (Milena) 2003, S. 199 – 210.

Anhang

Bettina und der Faun

Eben schlug es die neunte Abendstunde, als Bettina von Feilchen ihre Stadtwohnung betrat. Die alte Rosina hatte ihr geöffnet. Bettina fragte mit einer gewissen Hast ihrer tiefen, jetzt tonlosen Stimme: „Ist Papa schon nach Hause gekommen?“

„Nein, gnädiges Fräulein!“

„Und Louis?“

„Der kleine junge Herr haben mit dem gnädigen Herrn Professor einen Spaziergang gemacht, müssen aber bald zurück sein.“

„Es ist gut, Rosina. Zünden Sie in meinem Arbeitszimmer die größere Lampe vor dem Schreibtisch an, schließen Sie die Fenster und lassen Sie die Jalousien herab.“

„Gnädiges Fräulein werden noch arbeiten?“

„Ja. Wenn Papa kommt, geben Sie ihm das.“

Damit zog sie aus der Mappe, die sie in der Hand trug, ein Heft hervor und schrieb darauf: „Liebstes Papachen, nicht wahr, Du verzichtest heute abends auf meine Gesellschaft. Ich komme soeben vom Lande, von Mama, bin reichlich müde, habe aber trotzdem noch eine Stunde zu arbeiten. Mama und den Kindern geht es gut; sie lassen Dich schönstens grüßen. Ich küsse Louischen. Gute Nacht, mein Herzensvater. Deine Bettina.“

Dann riß sie das Blatt heraus, reichte es der Alten und gebot ihr noch: „Wenn alles bereitet ist, dann gehen auch Sie schlafen. Ich brauche absolute Ruhe. Louischen soll mich nicht stören.“

Die alte Rosina schlich lautlos davon. Sie war an diese knappen Befehle gewöhnt. Wie klang doch alles so bestimmt und eisern, was Bettina sprach; fast wie ein Mann. Und seltsam doch, es war zugleich rührend, welche Zartheit in allem war, was sie sagte oder tat. Wie dieses Mädchen imponierte und bezauberte zugleich. Die alte Rosina mit ihren wirren, kunterbunten Lebenserfahrungen stand hier vor einem Wunder.

Hinter dem Arbeitszimmer lag ein hoher, weiter Alkoven: Bettinas Schlafzimmer. Dort ging sie jetzt, die Hände gegen die Schläfen gepreßt, auf und ab, auf und ab im Dunkeln. Den grauen, seidnen Staubmantel hatte sie noch an. Der große, schwarze Rembrandt saß noch auf ihrem Haupte, mit den dunkeln verschnittenen Locken.

Ja, also zusammennehmen, sagte sie sich, vor allem darauf sehen, daß nichts geschieht, das die Spur des Auffälligen an sich trägt. Alles wie immer; zusammennehmen! Und ruhig sein, vor allem nur ruhig! Und versuchen, klar zu denken, zu überlegen und zu handeln. Sie ist doch Jusstudentin. Sie wurde ja gerade wegen ihres scharfen Verstandes, ihrer raschen Auffassung und ihres sicheren Urteils für die juristische Laufbahn bestimmt.

Also, jetzt hinsetzen und ruhig überlegen. Vor allem Hut und Mantel ablegen. Ja, sie ist noch immer, wie sie von der Bahn gekommen war, hält sogar die Mappe noch in der Hand. Also, rasch weg damit. So, das ist schon etwas. Und jetzt Licht gemacht. Im Finstern erheben sich alle die düstern, fürchterlichen Gedanken der letzten Stunden ins Gigantische, Endlose. Die rosa Ampel wird ein warmes, beruhigendes Licht verbreiten . . . Nein, das ist zu hell – für heute. Ach, nun zittert sie schon wieder. Nun fühlt sie es wieder, wie ihr Herz zu erstarren beginnt. Tapfer sein! Liebe, liebe Bettina, sei ein starkes Mädchen!

Endlich die Kerze entzündet. Ein schwaches, bleiches Licht. Und ein Glas frisches, kaltes Wasser. Sie wird es sich von Rosina aus der Küche holen.

Gut. Es ist sehr heiß. Sie stellt sich ans Fenster und beugt sich weit hinaus. Der Himmel ist schwarz. Die Sterne weiß und funkelnd. Die Straße unten fast menschenleer, wie ausgestorben. Dort um die Ecke kommt ein Herr mit einem Knaben. Er hat einen schneeweißen Knebelbart und trägt Brillen und stützt sich leicht auf den Arm des schlanken Knaben, der ihm zur Seite schreitet.

Das ist Bettinas Vater und Louischen, ihr Bruder, der Gymnasiast. Sie zieht schnell den Vorhang zu, um nicht gesehen zu werden.

Jetzt einstweilen nicht denken, bis alles vorbei ist; bis Rosina das Zettelchen überreicht hat und sich alle zur Ruhe begeben haben . . .

Eine lange Pause vergeht, in der Bettina kaum atmet. Sie hört, wie der Vater mit seinen leisen, harten Schritten vorbeigeht, sie hört die Tritte des Jungen verhallen . . . Dann ist es still. Sie blickt umher. Da ist das spitzenbesetzte Bett mit dem lieblichen Madonnenbild oben, da ist die himmelblaue Ottomane, auf der sie noch heute früh geruht, in der Morgenkühle dieses duftigen, von einem weichen Luxus umgebenen Gemaches. Und da, auf dem wunderbaren Tischchen steht auch die kostbare Spieluhr, die, wenn man sie aufzieht, eine Stunde lang dieselbe Melodie aus einer italienischen Oper spielt.

Von hier war sie heute fortgegangen. Voll frohen Mutes und Selbstzufriedenheit, voll kühner, stolzer Hoffnungen. Und nun war etwas fürchterliches, Unfaßbares passiert und hatte sie vernichtet. Wie ein Wahngewandte schweben ihr die Vorgänge des verflossenen Nachmittags vorüber.

Irgendwo auf einem einsamen Stück Feld lag jetzt die Leiche eines Menschen, eines fremden Mannes, von dem sie nichts wußte, als daß er zu Hause eine alte, sieche Mutter hatte, und den sie getötet hatte, absichtlich getötet. Sie war ihm das erstemal begegnet und war sein Schicksal geworden, wie er das ihre. Sie ward seine Undine, die ihn geholt hatte. Sie rekapitulierte:

Nachmittags war sie zum Besuche von Mama, Papas zweiter Frau, und deren Kindern in die Sommerfrische, zwei Stunden von der Stadt, gekommen. Mit dem Siebenuhrzug wollte sie wieder zurückkehren.

Früher als sie gedacht hatte, verließ sie die kleine Villa. Zur Abfahrt hatte sie noch eine Stunde Zeit, so ging sie talwärts, wanderte ziellos in den warmen Junitag hinein. Immer wenn sie mit Papas zweiter Frau zusammen war, regte es sie zum Nachdenken an. Dann blieb sie am liebsten allein.

Sie erinnert sich, wie sie dann nach längerer Wanderung totomüde und durstig in die erstbeste Wirtschaft eingetreten war. Der bescheidene, etwas vernachlässigte Gasthof lag da im glühenden Sonnenglanze in Nachmittagsruhe. Im Schatten eines Baumes lag ausgestreckt auf einer Bank ein verschlafener Mensch in Hemdärmeln, Holzpantoffeln an den Füßen, und glotzte sie blödsinnig an.

„Nun, haben Sie keine Leute? Kann man da nichts bekommen? Wo ist der Wirt?“

Der Angeredete kraute sich hinterm Ohr und konnte vor Verlegenheit nicht sprechen. Bettina kehrte sich um und wollte gehen. Da sprang der Lümmel rasch in die Höhe und stammelte: „Bitt', Fräul'n, Platz zu nehmen, werden sofort bedient.“

Nach einer Weile kam er wieder, tadellos angezogen, und machte vor Bettina eine tiefe Verbeugung. Dies wirkte so komisch, daß sie lachen mußte.

Er war von einer grotesken Häßlichkeit, und das erste Gefühl, das er einflößte, war das des unüberwindlichsten Abscheus. Ein kegelförmiger Schädel mit strohgelbem, borstigem Haar, einer riesigen krummen Hakennase, ein dünnes, zausiges, rötliches Bärtchen. Dabei hatte er eine schiefe Schulter und einen von rechts nach links schiefgezogenen Mund. Wenn er redete, so waren seine Kiefer beständig in Tätigkeit, und dann zeigte sich oben ein einziger langer, vorstehender Zahn. Die Augen waren grün mit roten Rändern. In ihnen glomm ein düsteres Feuer. Etwas von der Verschlagenheit und Tücke eines wilden Tieres lag darin. Er sah aus wie ein Landstreicher in geraubten Kleidern.

Bettina bestellte sich einen Imbiß. Der Häßliche brachte alles herbei, deckte den Tisch und servierte mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit.

Sie nahm ein Buch zur Hand, das sie mitgenommen hatte, und begann darin zu lesen. Aber die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen; sie wurden zu gierigen, leckenden Feuerzungen, die sie zu verschlingen drohten. In ihrem Blute spürte sie plötzlich etwas, das sie trieb – fort von ihr, nur eilig fort – und etwas, das sie bannte.

Vielleicht war es nur die Müdigkeit. Aber nein, sie erinnert sich deutlich. Sie wollte gehen. Sie hatte den Willen. Dieser Wille aber war krank.

Sie wollte aufstehen und fortgehen und konnte nicht. Es war eine lähmende Mattigkeit über sie gekommen. Dazu die tiefe Stille des Sommertages. Kein Halm bewegte sich. Nur das träge Summen von Bienen, das Zirpen der Grillen und das langsame Plätschern eines nahen Bächleins waren vernehmbar.

Von einem Hinterhalt sah sie die Augen des roten Kerls gleich kleinen, rollenden Feuerkugeln auf sich gerichtet, die im Schauen allmählich größer wurden. Wie magnetisch angezogen, hatte sie ihre Augen in die seinen gesenkt. So verharrte sie einige Sekunden . . .

Da kam er heran, ergriff ohne alle Umstände ihre herabhängende Hand und preßte sie an seinen Mund.

Es war kein Staunen in ihr gewesen, nur ein kalter Schreck kroch ihr durch den Körper.

„Fein, fein,“ sagte er immerfort, indem er seinen Kopf an ihre Brust sinken ließ.

Angewidert schüttelte sie ihn ab.

„Wie können Sie es wagen?“

Er stand in zusammengeknickter Haltung vor ihr und sah sie an, halb dreist, halb flehend. „Sind S' nicht böse, schönes Fräul'n!“ Dann entfernte er sich einige Schritte.

Sie hatte sich eine Zigarette angezündet; er sah ihr dabei zu. Sein Schweigen und regloses Verharren erfüllte sie mit neuer Unruhe. Sie wollte irgend etwas Gleichgültiges sagen, nur um diese fürchterliche Stille zu unterbrechen. So begann sie ihn auszufragen.

Er hatte eine Art zu sprechen, die nervös machte. Bald stieß er die Sätze hervor, dann starrte er mit geöffnetem Mund und leerem Blick in die Luft. Es waren die Gesten eines Menschen, der stets unter Tieren gelebt hat. Aber immer wieder kehrten seine Augen zu ihr zurück. Er sprach wie ohne Bewußtsein, als ob er die Gedanken eines anderen ausgesprochen hätte. Auf seiner Fratze lag jetzt ausgebreitet ein gieriger, höhnischer Zug. Was er da ohne Zusammenhang erzählte, war ziemlich traurig: Er war der einzige Sohn einer alten, geizigen Mutter, die schon jahrelang das Bett nicht mehr verlassen hatte. Oben lag sie und siechte dahin, und der Sohn mußte sie pflegen. Seit acht Jahren war auch nicht auf einen Tag aus dem Ort herausgekommen. Er mußte von früh bis nachts arbeiten, mußte Haus, Hof und Stall versehen, er ganz allein. Nur am Sonntag kam ein Knecht zur Aushilfe. Die habgierige Greisin nahm niemals fremde Leute in ihren Dienst, aus Furcht, bestohlen zu werden. Auch junge Mägde kamen nie ins Haus. Sie, die selbst hinfällig war, neidete dem Sohn jedes, auch nur das kleinste Vergnügen. Ins Haus gehörte er, da mußte er bleiben zur Arbeit. Rackern von früh bis spät wie das liebe Vieh, ohne zu mucksen. Übrigens war die Wirtschaft schlecht besucht. Außer der alten, mürrischen Köchin gab es keine Weiblichkeit, und seine eigene gottverfluchte Häßlichkeit war gerade auch nicht danach angetan, die Leute anzulocken. Die Sommerfrischler mieden es, hierherzukommen. War doch etwas weiter der große Gasthof mit seinen freundlichen, rüstigen Besitzern. Ja, die hatten Zuspruch. Von denen war er geschlagen, Nur selten, daß Ausflügler sich hierher verirrt, die die Gegend nicht genau kannten. So war es auch heute Bettina ergangen.

Sie hatte versucht, ihm ruhig zuzuhören, jetzt, da er schwieg, sah sie nachdenklich vor sich hin.

Ja, das war recht traurig. Es war die Geschichte eines freudlosen, dürftigen Lebens. Aber sie war doch einigermaßen enttäuscht, sie hätte erwartet, etwas Besonderes zu hören. Ein alltäglicher Familienjammer! Das Auflehnen eines Unterdrückten auf einen Augenblick des Erwachens aus dem Stumpfsinn. Aber lebten nicht die meisten Bauern so? Verlangte es gerade ihn nach einem Anderssein? Es war so eine Verbitterung in seinen Worten. Mehr noch, Ingrimm, Haß.

Wie er wieder aufblickte, war sein Gesicht von einem listigen und frohen Zug beherrscht. Wie ein Spitzbube, dem eine Schelmerei gelungen. Auf den Fußspitzen trat er zu ihr heran, beugte sich vor und flüsterte mit einem teuflischen Grinsen: „Ich, ich habe eine Geliebte“; und nachdem sie ihn ungläubig und mißtrauisch angesehen hatte wie einen Verrückten: „Ja, eine reizende Geliebte. Warten S', ich wird' sie bringen.“

Bettina dachte: Wahrscheinlich meint er die alte Köchin. Gleich darauf kam er mit einer großen weißen Schachtel, sah sich nach allen Seiten um, hob behutsam den Deckel auf und nahm ein – Bild heraus. Es war ein richtiges Kunstwerk: ein keckes, spöttisches Mädchengesicht mit kindlich lächelnden Lippen und kurzgeschnittenen Locken. Ein hoher, kühner Reiterhut mit aufwärtsstrebenden, triumphierenden Federn. Über dem Ganzen lag etwas Sonniges, Heiter-Klares, beinahe etwas Jubelndes . . .

Er sah das Bildnis mit verliebten Augen an, wie ein wirkliches Mädchen.

Das also war es. Dieses mißgestaltete Individuum hatte Schönheitssinn. Vielleicht war seine Seele nicht häßlich wie sein Gesicht. Vielleicht war etwas in ihm, das gut und rein war. Das Bild und die Freude daran waren unzweifelhaft sein höchster Besitz. Wer konnte wissen, welchen Träumen er nachhing, wenn er darauf blickte.

„Das sind Sie, seh'n S' nur, das sind Sie. Solang' hab' ich die schon. Ah – die hat mir keiner nehmen können, die war bis jetzt meine tote Geliebte. Sie sind die lebende . . .“ Und er stürzte zu ihren Füßen.

Sie sah augenblicklich die Gefahr, in der sie sich befand, sie sah den Wahwitz in den funkelnden, grünlichen Augen. Rasch sprang sie auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und lief davon.

Vor ihr lagen Felder, Felder. Kein einziges Haus, keine Hütte, kein gangbarer Weg. Das Gras stand kniehoch, trocken, durstig. So lief sie über die Wiese, das Kleid hochgerafft. Sie fürchtete sich, sich umzusehen, denn sie wußte es, hinter ihr her lief – er. Es machte ihr große Schwierigkeiten, vorwärts zu kommen, und von nirgend kam Hilfe. Sie hörte seine heisere, keuchende Stimme, die näher und näher kam: „Bleib, bleib!“

Zu Tode erschöpft sank sie ins Gras. Und da hatte er sie eingeholt und genommen ...

Als er sie dann freigab, hatte sie mit einer Selbstverständlichkeit ihre Hutnadel herausgezogen und ihm ins Herz gestoßen, wie man einen Käfer am Boden zertritt. So ließ sie den sterbenden Unhold liegen und ging davon.

*

Nun sitzt sie in ihrem vornehmen Gemach. Wie einen Ausweg finden? Ist an die Möglichkeit einer weiteren Existenz nach diesem Erlebnis noch zu denken? Wird sie jemals wieder ihre Ruhe finden? Wird sie noch ein arbeitsames, strebsames Geschöpf sein können? Wird sie noch einmal glücklich und zufrieden sein können?

Keine menschliche Seele ahnt etwas von ihrem Abenteuer. Sie selbst wird es vergessen. Sie wird es vertilgen aus ihrem Gedächtnis . . .

Oder sollte sie sich jemandem anvertrauen? Wem? Ihre Stiefmutter ist ein junges, kindisches, hohles Wesen. Ein Püppchen. Ihr Vater! O, der liebt sie. Aber es gibt Dinge, über die ein junges Mädchen, trotz der innigsten Freundschaft, mit einem Vater nie sprechen kann. Vielleicht, wenn ihre Mutter noch lebte! Auch nicht, in unserem tiefsten Kummer sind wir Menschen immer allein.

Sie grübelt und grübelt, und immer schwerer legt es sich ihr auf die Brust, immer mehr und mehr hüllt es sie ein, wirft sie zu Boden, preßt ihr die Kehle – würgt sie . . . ach – sie kann nicht mehr . . . Langsam, mit gesenktem Kopfe geht sie in das Studierzimmer – ihr stiller, heiterer Raum . . . Dort sinkt sie aufstöhnend auf den nächsten Lehnstuhl nieder . . .

Als am nächsten Morgen der Hochschulprofessor Joachim von Feilchen, ehe er das Haus verließ, seiner Tochter Bettina adieu sagen wollte, fand er sie mit durchschossener Schläfe. Der erste Morgensonnenstrahl umtanzte das feine, bleiche Gesicht mit dem in Gram herabgezogenen Mundwinkeln, verzitterte auf dem edelgeformten, dunkellockigen Tituskopf.

(Die Zeit, 5. 7. 1908)

*

Sophia

Der Rechtsgelehrte Dr. Robert Glaß war soeben erwacht. Es war der erste ruhige fieberfreie Schlaf, seitdem er hier interniert ward. Langsam, wie zögernd, schlug er die Augen auf, dann sah er zur Decke hinauf und zum Fenster hinaus. Man hörte die süßen Klagelaute einer Nachtigall und den Jubelchor vieler Lerchen.

„Der starke Duft da draußen bringt mich noch um,“ sagt Robert Glaß zu sich. Der Garten des Sanatoriums stand voll Lilien.

Die Krankenschwester trat leise ein und schob dem Kranken das Thermometer unter die Achsel. Dann ging sie ebenso leise hinaus.

Robert Glaß lag wieder mit geschlossenen Augen, spielte mit dem gleißenden Damast seiner Decke und gab sich eine Minute lang dem eigentümlich bangen Schweigen des Krankenzimmers hin. Eine Minute lang war Ruhe in seiner Seele; er vergaß sein Leid, den Ort, wo er sich befand, bis das laute Stöhnen eines Schwerkranken, das aus dem Nebengemach drang, sein schmerzendes Gefühl weckte wie aus dem Frieden eines schönen, klaren Traumes.

Ach so, mit dem geht es zu Ende; der wird morgen ein toter Mann sein. Und ein wunderbarer Gedanke kam ihm mit einemmal: ich lebe! – Wie ist es denn möglich, daß ich noch immer lebe?

Die Schwester kam das Thermometer holen.

„Nun, Schwester Agatha, nicht wahr, besser?“

„Fast kein Fieber, Herr Doktor.“

Sie brachte seinen Verband in Ordnung.

„Nun werden Sie bald wieder hergestellt sein.“

„Aber, Schwester Agatha, die Kugel sitzt ja noch hier fest.“ Er zeigte auf seine rechte Schulter.

„Bis Sie besser bei Kräften sind, wird sie entfernt werden.“ Sie sagte das ruhig, sachlich, ohne Teilnahme; es wurde einem kühl, wenn man ihr zuhörte. Er verspürte plötzlich eine Lust, sich und sie zu erschüttern, drum sagte er, indem er sich selbst zuhörte: „Ich bin überhaupt nicht wieder herzustellen, Schwester, für mich wäre es besser, ich wäre gestorben.“ Doch sie ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Sie murmelte eine von den Litanen vor sich hin, die sie stets in Bereitschaft hatte, und schloß damit, der Selbstmord sei eine Sünde vor dem Herrn. Was für miserable Menschenkenner seid ihr, dachte Robert Glaß; ihr, die ihr nie gehungert und nie geliebt habt.

Er fragte laut: „Bitte, wie viel Uhr ist's?“

„Halb drei.“

Um drei Uhr begann die Besuchsstunde.

Die Schwester sah ihn mißtrauisch an.

„Erwarten Sie heute jemand, Herr Doktor?“

„Vielleicht.“

Er dachte an Nataly. Da verließ die Schwester das Zimmer.

Ob sie kommen wird? Nun liegt er heute den zehnten Tag da, ohne daß sie hier gewesen wäre, sie, um derentwillen er sterben wollte, weil er die Unmöglichkeit sah, von ihr zu lassen. Mit seiner Frau beschäftigten sich seine Gedanken nur wenig, fast gar nicht oder doch nur mit großer Bitterkeit. Die war jetzt bei ihren Eltern. Natürlich, wo sollte sie sonst sein. Sie spielte die Beleidigte. Wenn jemand beleidigt wurde, so war er es. Man hatte ihn gekauft. Es ist zu dumm mit diesen Mädchen, die ihre Jugend damit verschwenden, auf den Gatten zu warten. Was wissen diese wohlhabenden, guterzogenen Dinger, die im Treibhaus elterlicher Fürsorge aufwachsen, von dem Kampf und den Leidenschaften, die der Mann draußen im Leben besteht.

Er hatte es sich zu leicht vorgestellt. Das *Nebeneinanderleben* läßt sich viel leichter denken als ausführen. Er hatte dabei nicht gedacht, daß er eines Tages eher sein Leben hinwerfen, als imstande sein werde, die Lüge, die er auf sich genommen, weiter zu tragen.

Zwei Menschen sollen sich finden wie er und Nataly, ohne Berechnung, ohne eine Frage nach Altar und Ewigkeiten, bloß von der elementaren Gewißheit durchdrungen, daß sie für einander bestimmt sind.

Bei seiner Frau hingegen war es ein Geschäft, ein elender Schacher. Und sie wußten es beide, nach und nach waren sie zur Erkenntnis gekommen, daß ihr Leben sich häßlich gestalte. Ja, er hatte es sich zu leicht vorgestellt, als er von dem Gedanken ausging, da es nun einmal notwendig war, eine *Partie* zu machen, unter den jungen Damen seines Bekanntenkreises seine Wahl zu treffen. Sein Herz hatte ja weiter damit nichts zu tun, und so wählte er mit klarer, nüchterner Überlegung, wenn auch nicht die Wohlhabendste, so doch die Sanfteste, Gutmütigste, nicht allzu Überbildete. Daß sie unschön war, mager, gehörte mit zum Geschäft, das kam nicht in Betracht. Er mußte reich heiraten, um seinen greisen Eltern draußen in der Kleinstadt die Sorge um seine beiden Schwestern abzunehmen. Das Geschäft, in dem sie tätig waren, stand vor der Auflösung, und er wollte den beiden alternden Mädchen die Demütigung ersparen, sich jetzt eine neue Existenz gründen zu müssen. Mit der entsprechenden Mitgift konnten sie Ehegatten finden und so ihre brennendste Sehnsucht erfüllen, endlich ihr eigenes Heim zu haben. Er trug damit nur die Schuld der Dankbarkeit ab, denn sie waren es gewesen, die dem jüngeren Bruder durch ihrer Hände Arbeit die Mittel zur Vollendung seiner Studien ermöglichten. Sollte er sich jetzt nicht erkenntlich zeigen?

Es hatte an ihm gezehrt, daß seine noch ziemlich bescheidene Stellung nicht hinreichte, seine großmütigen Pläne zu verwirklichen. Aber gleichviel, Abhilfe mußte geschaffen werden.

So trat er denn eines Tages vor Sophias Vater hin. Es war eine höchst einfache Geschichte. Er sagte ungefähr folgendes: „Hochgeehrter Herr! Ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“ Darauf folgte eine kurze, aber heftige Prüfung seiner Person durch Sophias Vater. Die mußte zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen sein, denn das Ergebnis war, daß der Alte höchst beifällig nickte, mit beinahe nervöser Hast sein Jawort gab, indem er ihm immer und immer wieder die Hand schüttelte. Sodann schlossen sie sich im Privatcomptoir ein.

Sophias Vater ließ sich alle Bücher vorlegen, rechnete und spekulierte, daß ihm Schweißtropfen auf die Stirne traten, dabei betrachtete er ab und zu den Doktor, als wolle er ihn ganz genau abschätzen, ohne Irrtum.

Nach einer Stunde waren sie handelseins.

Er ermahnte seinen zukünftigen Schwiegersohn in aller Feierlichkeit, sich recht liebevoll gegen Sophia zu benehmen, weil sie ein so gutes Kind sei und so leicht verletzbar. Dieser versprach alles Gute und Schöne, wie er jetzt den Scheck auf achtzigtausend Kronen zusammenfaltete und mit der Scheu eines Diebes in die Brieftasche schob.

Der Vater konnte nicht umhin, noch zu versichern, daß Sophia, wenn sie auch nicht schön sei, doch alle weiblichen Tugenden besitze. Dann fuhr er mit seiner fetten, krächzenden Stimme fort: „Ich bitte Sie, lieber Doktor, Schönheit vergeht, dafür bekommen Sie eine Frau, auf deren Treue man sich verlassen kann.“ Und als er ihm noch leise zwinkernd bemerkte, daß seine Tochter unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind, glaubte ihm das Robert Glaß aufs Wort.

Nachher wurde das Mädchen verständigt. Sie trat ein, schmal und blaß, aber nicht schüchtern. Augen und Haare waren von unbestimmter Farbe, weder dunkel noch hell, der Teint fehlerhaft, der festgeschlossene Mund früh verblüht.

Wie sie dastand, jung und ohne Jugendlichkeit, weiblich und doch ohne Reiz, machte sie den Eindruck eines kleinen erfrorenen Veilchens.

Ein unendlich mildes Weh, gemischt aus Mitleid und Verachtung, war damals in Robert Glaß' Herz gezogen . . .

Die Mutter wurde herbeigerufen und die Brüder. Der Vater küßte gerührt, mit Tränen in den Augen, sein stilles, freundliches Kind auf die Stirn und wiederholte nun zum zweitenmal: „Kinder, seid glücklich!“ Robert meinte, er müsse laut stöhnen vor Qual. In diesem Augenblick von Glück zu reden, fand er frivol, ungebildet – obwohl es doch so natürlich war.

Die Mutter schluchzte . . .

Abends wurde die offizielle Verlobung festlich begangen. Die Brautleute beschenkten einander reichlich.

Nach der Tafel setzte sich Sophia an den Flügel und besorgte die Begleitung einer wirklichen Opernsängerin aus der Verwandtschaft, darauf deklamierte ein junger Vetter, der eine Schauspielschule besuchte.

Endlich mußte Sophia auf allgemeines Verlangen und auf das Besondere ihres Bräutigams einen Chopinschen Walzer spielen. Er stand neben ihr und schlug ihr galant die Notenblätter um.

An jenem Abend fiel es allen auf, wie heiter und glücklich, gleichsam verklärt das junge Mädchen aussah.

Nach zwölf Uhr zerstreuten sich die Gäste in den Nebenräumen, die meisten aber empfahlen sich. Die beiden sahen sich plötzlich allein; irgendein Schelm hatte das elektrische Licht im Salon abgedreht, bloß die zwei Kerzen am Klavier verbreiteten ein bleiches, müdes Licht. Sophia phantasierte mit einer Hand, die andere hatte sie leicht auf die Schulter ihres Bräutigams gelegt und langsam, langsam neigte sich ihr Kopf zur Seite, bis er an seiner Brust lag. Die Musik war verstummt, ihre Hand lag lässig auf den Tasten. Er heftete die Augen auf diese Hand. Sie war unendlich süß, fein und weiß, mit zarten Fingerchen. Da beugte er sich herab und berührte leise und flüchtig ihre Lippen. Zum erstenmale wurde dieser Mund geküßt.

Gleich darauf nahm er seinen Hut und eilte fort. Lief mehr als er ging, lief, als ob ihn jemand jagte – zu Nataly. Ihre warme vollerblühte Schönheit ließ ihn das Mißvergnügte seines Brautstandes völlig vergessen. Mitten in der Trunkenheit des Augenblicks sah er Sophia, ihre Eltern und Brüder, die Dame, die gesungen hatte, den Schauspieljüngling und alle, die heute abends um ihn versammelt waren, wie leblose Schatten an der Wand vorüberziehen.

Am andern Morgen schalt er sich einen Schurken, hielt sich für brutal und gemein und gelobte sich, seine Braut niemals zu kränken.

Und jeden folgenden Abend, nachdem er sich von Sophia verabschiedet hatte, eilte er in die Arme Natalys.

Unterdessen rüsteten sie zur Hochzeit.

Es war noch nicht Herbst, obgleich der Sommer schon zu Ende war, als sie getraut wurden, und dann gingen sie auf Reisen.

Aus Italien zurückgekehrt, bezogen sie ihre Wohnung im Zentrum der Stadt. Doktor Glaß hatte eine Kanzlei errichtet. Er hielt was darauf, ein großes Haus zu machen; sie gingen viel in Gesellschaft. Robert behauptete, daß dies für seine Karriere notwendig sei. Seine junge Gattin, die mehr für die Idylle als für die große Welt geschaffen war, litt darunter, aber sie schwieg. Erst ließ sie ihn ab und zu allein gehen, schließlich blieb sie ganz zu Hause.

Kam er dann spät nachts heim, so fand er sie wachend, still vergnügt, dankbar und ohne Tränen.

Er zeigte sich meist sehr verstimmt, war aber dennoch freundlich, und wenn er sie fragte: „Was hast du die ganze Zeit getrieben, mein Kind, während ich bei den langweiligen Leuten war?“ so antwortete sie stets: „O, auf dich gewartet.“

Sie war unsagbar stolz auf ihren schönen, jungen Gatten.

Er hatte in den letzten Monaten Glück gehabt und war im Begriff, ein berühmter Advokat zu werden. Dann nach dreivierteljähriger Ehe fand man ihn gegen Abend auf dem Ruhebett blutüberströmt und ohne Bewußtsein auf. Auf dem Schreibtisch lag noch die glimmende Zigarre.

Die junge Frau war so fassungslos, so verzweifelt, daß sie für den Schwerverletzten, wie es anfangs schien, nicht die geeignete Pflegerin bot. So wurde er ins Sanatorium geschafft.

Ihre Eltern eilten herbei, erforschten die Ursache des Unglücks, und da kam der ganze Skandal auf: Der Doktor unterhielt während der Dauer seiner Ehe regelmäßige Beziehungen zu seiner früheren Geliebten, einer berühmten Halbweltdame.

Augenblicklich mußte Sophia ins Elternhaus ziehen. Dem Schwiegersohn aber sagte der Vater schriftlich seine Meinung, indem er ihn einen Schuft nannte, ihm Undankbarkeit und Unreellität vorwarf.

Den Brief hatte man ihm erst gestern gegeben. Bisher ließ es sein Zustand nicht zu . . .

Die Krankenschwester meldete ihm einen Besuch.

Er richtete sich freudig erregt auf. Eine Dame – ah, Nataly – endlich!

Es dauerte jedoch noch eine Weile, bis die Besucherin eintrat. Erst stand sie noch eine Weile unsicher in der Tür.

Roberts Augen bekamen einen starren, verwunderten Ausdruck. Also nicht Nataly, dachte er.

Die überschlanke, tiefverschleierte Frauengestalt bewegte sich langsam gegen das Bett. Dort schlug sie den Schleier zurück und setzte sich auf den Lehnstuhl neben dem Bett. „Wie geht es dir, Robert?“ Die Stimme hatte etwas von der knisternden Heimlichkeit, wie wenn an kalten Winterabenden Holzsplitter im Ofen verbrennen. Er mußte sie nur immerfort betrachten. Und dabei wachte er auf. Etwas Fremdes schien sich von ihm loszulösen. Er mußte plötzlich an seine alte Mutter daheim denken. Die einfältige Frau mit den derben bäurischen Zügen stand mit einem Male vor ihm, wie er sie all die Jahre immer gesehen, wenn er auf Ferien nach Hause gekommen war.

Dann war die Mutter mit ihrer breiten Kattunschürze über ihr Gesicht ein paar Mal gefahren, hatte ihn ans Fenster geführt, seinen Kopf mit ihren harten Arbeitshänden erfaßt, zurückgebogen und ihm lange und lautlos in die Augen geschaut. Sie mochte sich dabei sagen: Ich muß mich überzeugen, ob deine Augen noch klar blicken! Ob du dich dort in der großen Stadt unter den vielen fremden Menschen, denen du preisgegeben bist, nicht allmählich verirrst.

Langsam kehrte er zur Gegenwart zurück und sah das junge Weib vor sich. Eigentlich wunderte er sich doch sehr.

„Du bist gekommen, trotz alledem, trotz des Briefes deines Vaters, doch gekommen?“

Sie lächelte ein wenig mit geschlossenen Lippen und wurde ein bißchen rot, als schäme sie sich.

„Ja, Robert; doch sei ruhig, leg dich erst zurecht, so. Hast du noch so arge Schmerzen?“ Und sie sah kummervoll auf seinen verbundenen Kopf.

Er fragte: „Wissen deine Eltern davon?“

„Niemand weiß etwas; ich wäre auch schon früher gekommen, aber ich war so krank, so krank.“

Dieses Geständnis quälte ihn und fing an, ihn gleichzeitig zu beseligen. Warum, davon konnte er sich im Augenblick keine Rechenschaft geben.

Sie schwiegen beide; keines brachte ein Wort über die Lippen. Er aus Überraschung über das, was jetzt im Innern mit ihm vorging, sie aus übermäßigem Zartgefühl, aus übermäßigem Schmerz und unendlicher Liebe.

Endlich fühlte sie die Tränen kommen und sie suchte eine Zuflucht, indem sie leise weinend zu Boden glitt und den Kopf neben ihn aufs Kissen legte. Er spürte ihre schmalen, fiebernden Schultern beben, er wollte sie trösten und konnte nicht.

„Robert, Robert, warum hast du mir das getan?“

Er war tief erschüttert, auch ihm stürzten Tränen in die Augen.

„Meine arme kleine Sophia, verzeih mir.“

„Warum hast du mir nicht gesagt, daß du dich so unglücklich neben mir fühlst, ich – ich hätte dich freigegeben.“

Und nun brach es mehr sanft klagend als anklagend aus ihr heraus.

„Ich wußte es längst, ich habe dich gleich nach unserer Rückkehr mit ihr gesehen; zufällig auf der Straße.“

Dabei log sie ein wenig. Sie hatte ihn im Vorbeigehen mit diesem Weibe in einem großen Juwelierladen gesehen. Draußen hielt der geschlossene Wagen. Aber die Beschämung wollte sie ihm nicht zufügen, er kaufe von ihrem Gelde teuren Schmuck für seine Maitresse.

Er stammelte: „Ja, ja, Kind, o, o wäre ich tot!“ Und: „Du bist so gut! Wie du doch gut bist, wie gut! Warum hast du geschwiegen all die Zeit, warum hast du mir keine Vorwürfe gemacht, warum?“

„Was hätte es genützt, da du ja doch keine Neigung zu mir hast; du hast mich nicht aus – Liebe genommen.“

Er blickte ihr in die tieftraurigen, mattgoldenen Augen, und er sah ganz am Grunde in ihnen einen Schimmer, der das ganze armselige Gesichtchen erleuchtete, bestrahlte. Das war Liebe, nichts als Liebe und Hingebung und übermenschliche Güte.

„Und doch verließ mich niemals die Hoffnung; ich dachte immer, du würdest eines Tages zu mir zurückkehren, müde und einsam, und dann müßtest du es fühlen, daß niemand auf der Welt dich liebt wie ich.“

Er sagte sich, also solch' ein Weib gibt es! Was mußte sie gelitten haben in all der Zeit, in der sie sich betrogen wußte. Und wie milde sie war, wie dankbar für seine gelegentlichen Aufmerksamkeiten. Niemals hatte sie ihm gezürnt, nie auch nur durch einen Blick Unwillen oder Entrüstung verraten.

In diesem Moment wurde sie ihm so teuer. Erst nahm er ihre kleine, wundervolle Hand und küßte sie mehrmals, dann legte er sie auf die kranke Stirn und schloß für Minuten die Augen.

Wie wohl das tat! Diese kühle, weiche Frauenhand. Das war ja beinahe wie Glück, ein Glück, das er bisher nicht gekannt, ein ruhiges, das immer währt. Er dachte wie träumerisch an eine Karnevalsnacht im Winter, an der er zum erstenmal das girrende, übermütige Lachen Natalys gehört hatte, in derselben Nacht, in der sie sein wurde. Dieses Lachen kam ihm jetzt grausam und verhaßt vor. Immer ferner wurde es ihm, bis es ihm ganz entschwand.

Er fühlte nur das junge Wesen neben sich, das ihm vertraut und das er fortan einhüllen wird in all seinen Wünschen, seinen Hoffnungen.

Es sagte sich, daß es süß sein müsse, dieses Geschöpf an sein Herz zu nehmen und da zu behalten fürs ganze Leben, diesen schlanken keuschen Leib unter einer leidenschaftlichen Glut erschauern zu sehen . . .

„Woran denkst du, Robert?“

In seinen Augen war ein seltsames Leuchten. „Ich freue mich auf die Dämmerstunden, wenn du mir meine Lieblingslieder spielen wirst.“

Ihr Gesicht war plötzlich leicht erblaßt vor Freude. Da beugte er sich über sie und küßte sie lange und heiß auf den Mund.

Dieser Kuß erst machte sie zum Weibe.

(Die Zeit, 19. 7. 1908)

*

Meine Freundin Jeanny

Ich war nicht sehr erstaunt, als heute nachmittags, ich setzte gerade meinen Hut auf, um auszugehen, der Bureaudiener des Herrn Féral ins Zimmer gestürzt kommt und meldet, Frau Féral lasse bitten, ich möchte sogleich kommen, Jeanny sei gestern früh vom Hause fortgegangen und noch nicht zurückgekehrt; niemand wisse, warum.

Ich schickte den Diener fort, indem ich ihn beauftragte, er möchte der Frau Féral sagen, ich käme augenblicklich nach.

Eine dumpfe Beklommenheit hatte sich meiner bemächtigt. Ich fühlte etwas so Schweres, Verdüstertes, wie wenn jemand gesagt hätte, die Sonne wird nie wieder aufgehen oder ich werde dauernd erblinden. Und doch war meine Überraschung keineswegs so groß, jetzt, da ich daran dachte, welche Veränderung in der letzten Zeit mit ihr vor sich gegangen war.

Sollte es möglich sein, ich hätte Jeanny verloren? Jeanny – ich kann es nicht erklären, was alles für mich in dem Worte lag!

*

Es war vor zwei Jahren im August, da sah ich sie das erstemal. Es war während meines Aufenthaltes in Bayern bei einer seltsamen Gelegenheit. Ich promenierte eines Abends in den Isaranlagen, als ich vom Fluß her Hilferufe vernahm. Gleichzeitig liefen auch mehrere Passanten zusammen, und alle Blicke richteten sich auf die Stelle, woher die Rufe kamen. Bald war eine große Menge versammelt, die miteinander schwatzte, ohne eine Hand zu rühren. Einige liefen fort, Schutzleute holen. Indessen verstrich Minute um Minute. Und immer weiter trug das Wasser das kleine dunkle Wesen, das dort auf dem Rücken lag und nur noch schwach wimmerte.

Endlich kam ein Schutzmann herbeigeeilt und machte sich ans Rettungswerk. Aber noch ehe er die Rüstung abgeworfen hatte, sah man etwas Geschmeidiges, Gertenschlankes mit einem Sprung im Wasser verschwinden. „Ein Mädchen, ein Mädchen!“ schrien die Umstehenden, und man wußte nicht, welches von den beiden, die nun mitten im Flusse mit den Wellen kämpften, sie meinten.

Die Leute sahen sich mit verhaltenem Atem an. Auf aller Gesicht stand die Frage: Wer war sie? Woher kam sie? Wieder vergingen Minuten. Jetzt sah man einen großen, dunklen Knäuel dem Ufer zutreiben. Endloser Jubel brach in der Menge aus. Die Männer zogen die Überröcke aus, eine Frau hielt ein Tuch bereit.

Da waren sie auch schon. Das Mädchen und der kleine Knabe, den sie krampfhaft mit dem einen Arm umschlungen hielt. Das Kind war bewußtlos, lebte aber. Manche erkannten es als Söhnchen des Krämers, das immer am Ufer spielte.

Während man sich um das Kind bemühte, lehnte die jugendliche Lebensretterin erschöpft an einem Baumstamm und atmete tief. Das dunkle Kleid aus leichter Seide hing triefend und in Fetzen an ihrer feingliedrigen Gestalt. Das reiche hellbraune Haar lag feucht um die blassen Schläfen.

Man reichte ihr Überröcke. Sie ließ es geschehen, daß eine Frau sie in ein Tuch hüllte; drauf nickte sie ihr lächelnd zu und ging aufrecht und raschen Schrittes davon.

Ich stand dabei und sah ihr nach. Da sah ich, wie sie einer vorüberfahrenden Droschke winkte und einstieg. Der Wagen fuhr sehr rasch, und als er nicht mehr sichtbar war, stand ich noch immer auf demselben Platz und horchte auf das verhallende Geräusch des Pferdegetrappels.

Nach einigen Tagen hatte ich sie wiedergefunden. Es war in Bad Kreuth. Sie war mit ihren Eltern, schon recht alten Leuten, dort. Tagelang sann ich auf eine Gelegenheit, mit ihr bekannt zu werden, bis mir dies bei der Table d'hote gelang. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und redete sie an: „Fräulein, sind Sie es, die damals aus der Isar . . . ?“

Sie streckte mir die Hand entgegen mit einem Lächeln wie ein Sonnenstrahl. „Ach ja, wollen wir das lassen, nicht wahr?“

Wir kamen bald in eine rege Unterhaltung. Es stellte sich heraus, daß unsere Studienrichtung so ziemlich die gleiche war. Ich erfuhr, ihr Vater sei Franzose und habe eine Fesfabrik, ihre Mutter, eine Deutsche, war in ihrer Jugend Sängerin gewesen, eine Schwester lebe im Orient und sei an einen Diplomaten verheiratet, sie selbst bleibe vorderhand in München, um Kunststudien zu treiben.

Ohne schön zu sein, nahm sie sofort für sich durch die große Natürlichkeit und Einfachheit ihres Wesens ein. Ihr Gesicht zeigte strenge, herbe, beinahe knabenhafte Züge, wenn sie aber lächelte, so war es von lieblicher Eigenart.

Wir machten zusammen weite Spaziergänge, Ausflüge, Bergpartien oder wir ließen uns an windstillen Nachmittagen auf den See hinausrudern.

Jeanny Féral wurde meine unentbehrliche, über alles geliebte Gefährtin.

Während der zwei Jahre, die wir uns kennen, waren wir auch einige Male längere Zeit getrennt. Dann kamen von Jeanny lange, liebe Briefe, und jedes Wiedersehen ward ein Fest.

Vor vier Tagen war ich das letzte Mal bei ihr und fand sie in einem wunderlichen Aufzug. Sie saß im Halbdunkel in einem Schaukelstuhl vor dem Kamin und wärmte sich die Füße am Feuer. Sie trug die Bluse von einem Pierrettekleid, schief auf dem Kopfe saß eine Harlekinmütze, aber nicht dazu passend, sondern aus schwarzem Atlas mit roten Streifen. Die Füße steckten in hohen, roten Stiefelchen.

„Jeanny!“ rief ich erschrocken.

Da sprang sie auf, sah mich mit ihren großen, plötzlichen Augen durchdringend an, schlang beide Arme um meinen Hals und lachte mir rau und gezwungen ins Ohr. Das klang wie aus einem unterirdischen Gewölbe herauf. Dann setzte sie sich wieder und fing an, sehr rasch und erregt zu sprechen.

Ich fragte sie bestürzt: „Um Gottes willen, Jeanny, bist du krank?“

„Nein, nein . . . nichts, was fällt dir ein?“

Sie bat mich, ihr irgend etwas zu erzählen, sie langweile sich.

Ich sprach ihr von einem Bilde, das ich kürzlich in einer Kunsthandlung gesehen, schließlich – ich weiß es selbst nicht, wie – kam ich auf ihren Lieblingsdenker, auf Plato, zu sprechen.

„Plato?“ fragte sie mit geschlossenen Augen wie im Halbschlaf. Langsam schaukelte sie hin und her. Plötzlich unterbrach sie mich: „Reden wir von etwas anderem; von Friedrich dem Großen oder von Napoleon – ja von Napoleon!“ rief sie gereizt.

Ich stellte mich hinter den Fauteuil und sah ihr von hinten über die Schulter ins Gesicht. Ich nahm ihre beiden Hände, die glühend waren, und sprach auf sie ein.

„Jeanny, dich quält etwas. Willst du mir nicht sagen, was es ist? Und was soll diese lächerliche, bajazzohafte Kleidung? Hast du kein Vertrauen zu mir? Bin ich nicht deine Freundin?“

Doch sie schüttelte zu all dem nur leicht den Kopf, und für einen Augenblick lag wieder jenes liebliche Lächeln auf ihrem Gesicht, während ihre Augen mich anflehten und ihre heiße, trockene Hand sich in die meine preßte, klammerte.

Ich kannte ihre Leidenschaft, Musik zu hören, während sie im Halbdunkel träumte. Ich ging ins Nebenzimmer und ließ die Tür weit offen. Auf dem Klavier lag aufgeschlagen die *Marseillaise*. Ich spielte. Ich spielte und dachte an Jeanny. Was sie jetzt wohl macht! Mitten im Spiel hörte ich auf; der Deckel fiel mit einem Gepolter zu; ich ging hinein zu ihr. Da lag sie im violetten Feuerschein des Kamins und – schlief.

Das war meine letzte Erinnerung an Jeanny.

*

Auf dem Wege zu Frau Féral wiederholte ich unausgesetzt die Worte: Sie ist gestern früh fort und bis heute noch nicht zurückgekehrt.

Ich fand Frau Féral händeringend, erhitzt, verzweifelt, die graue Haarsträhnen klebten an der Stirn. Sie empfing mich wie eine Offenbarung.

„Gott sei Dank!“ rief sie mir entgegen; „nun ist alles gut. Nicht wahr, Sie wissen, wo sie ist?“

Die sonst so weiche, sympathische Stimme klang schrill und heiser. Ich verneinte betrübt.

„Aber Sie müssen etwas wissen! Wo ist sie?“ Und da ich sie bestürzt und verständnislos ansah, wiederholte sie weinerlich: „Wo ist mein Kind?“

Ich sagte, daß ich nichts wisse, daß ich selbst ganz entsetzt sei. Da fing sie ein solch fürchterliches Geschrei an, daß es mir in die Seele griff. Ich suchte sie zu beruhigen; sie konnte da sein, dort sein, ganz ausgeschlossen sei ferner nicht, sie konnte zu ihrer Schwester nach Konstantinopel gefahren sein, von der sie mir oft erzählte und die sie so liebe.

Aber die Mutter schrie immerfort: „Nein, nein, nein! Das ist ganz unmöglich!“

Ich redete ihr zu, ich tröstete sie – und war doch selbst so trostlos. Endlich sagte sie, sie wolle in das Bureau ihres Mannes laufen, fragen, ob er nicht inzwischen irgendeine Nachricht erhalten hätte, ich sollte ihr den Gefallen tun, einstweilen dazubleiben, falls eine Depesche käme.

Als Frau Féral fort war, ging ich in Jeannys Zimmer. Ich fand alles in Unordnung. Schränke waren geöffnet, Laden durchstöbert, Möbelstücke vom Platze gerückt, der Teppich verschoben. Ich fand das sehr begreiflich. Und doch nirgends ein Anhaltspunkt. Ich lehnte mich in den Schaukelstuhl gegenüber dem ungeheizten Kamin. Jeannys verlassenes Lieblingsplätzchen. Oben auf dem Sims lag aufgeschlagen ein Band Gedichte von Paul Verlaine.

Mit einem Male fesselte ein Lichtstreifen im Kamin meine Aufmerksamkeit. Es war Papier, das in der Absicht, es zu verbrennen, hineingeworfen worden war. Ich nahm es beinahe gierig an mich und besah es beim Licht. Es waren einige beschriebene lose Blätter, aus einem Einschreibebuch herausgerissen.

In dem Augenblick kam Frau Féral zurück. Ich steckte die Blätter in die Tasche, um sie zu Hause zu lesen. Jeannys Mutter war wieder in großer Aufregung. Es war keine Nachricht gekommen. Morgen früh wollte sie in die Leichenhalle gehen, dort, wo die unbekanntenen Selbstmörder zur Agnoszierung hingebracht werden. Dieser letzte Entschluß ließ mich fast vergehen vor Trauer.

A u s J e a n n y s A u f z e i c h n u n g e n :

Heute habe ich wieder meinen melancholischen Tag. Das ist immer, wenn die Bäume zu blühen anfangen. Die Welt scheint unfertig, bleichsüchtig und ungesund. Heute vormittags war ich in der Kunstausstellung. Ich traf dort viele Bekannte. Eine Gletscherlandschaft hat mich am meisten interessiert. Ich werde vielleicht anfangs April reisen. Neapel, Rom, Venedig. Ach, was man alles möchte!

*

Soeben bin ich jäh und erschrocken erwacht. Noch liegt mir der Schlaf über Stirn und Augen. Ich habe süß geträumt. Ich habe wachend geträumt. Nein, ich habe unaufhörlich an den gestrigen Abend gedacht. Was war gestern Abend? Ich war bei der Bildhauerin M. zur Abendgesellschaft geladen und ein berühmter junger Mann, der Komponist Hugo Targini, hat mir eine Stunde lang den Hof gemacht. Nun, ist das eine Veranlassung, deshalb so glücklich zu sein?

*

Es ist fast unheimlich, wie ich mich auf Menschen verstehe. Ich werde vielleicht niemals lieben infolgedessen. Ich hasse niemand, o nein; ich bin Altruistin. Aber es ist so – wie soll ich es erklären? Ich lerne jemanden kennen; er gefällt mir, ich sehe ihn öfter, ich gewöhne mich an ihn, und während unseres ganzen Verkehrs erfüllt mich ein Gedanke: Wie bist du wirklich? Ich muß auf den Grund deiner Empfindungen kommen! Und es gelingt mir, ich kenne den Menschen und siehe – sein menschlicher Zauber ist weg, er ist mir fremd geworden. Niemand ist sensibel wie ich. Alles um mich her ist zu laut, zu roh, zu grell.

*

Immer und immer möchte ich diese köstlichen Stunden von gestern abends durchleben. Was ist es, das mich so berauscht? War gestern mein Tag? Ein stolzes und feierliches Glück ist in mir erwacht und Hugo Targini ist mein Wecker. Es ist wahr, er ist den ganzen Abend nicht von meiner Seite gewichen und hat mir gehuldigt, wie wenn ich die reizendste Frau wäre, obwohl ich weiß, daß ich nicht schön bin. Ist es nicht komisch, wir haben eine volle Stunde miteinander geplaudert und ich weiß fast nichts mehr von dem, was wir sprachen. Nur seiner Abschiedsworte entsinne ich mich und sehr deutlich seiner wunderschönen, vor Begeisterung flammenden Augen, als er das Capriccio aus der Oper spielte und noch etwas . . . Als er sich nämlich empfahl – er ging früh fort, er sagte, er fahre mit dem Nachtzuge nach Palermo zu seiner Mama –, sah ich, wie er allen Anwesenden die Hand reichte und sich dann suchend umsah. Er suchte mich. Ich stand in einer Nische, um ihn ungestört betrachten zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Da hatte er mich entdeckt, kam auf mich zu und sagte, indem er meine Hand in seine beiden nahm: „Und nun zuletzt, doch nicht die Letzte meinem Herzen.“ Ich antwortete traurig, denn es tat mir leid, daß er schon ging: „Ach, Sie zitieren bloß!“ „Nein, gewiß nicht,“ sagte er und ich merkte seinen Augen die innere Herzlichkeit an. Dann geschah folgendes: Im Augenblick hatte er mich an sich gezogen und meine Lippen geküßt. Das Fatale dabei ist, daß ich es nicht genau weiß, ob er mich zuerst küßte oder ich ihn. Das letztere hat etwas Beschämendes für mich. Jeanny Féral bietet sich nicht auf diese Weise einem Mann an. Übrigens, was liegt daran? Wann werde ich den wohl wiedersehen?

*

Nun geht wieder alles im alten Gleis. Meine Träumereien sind erstarrt. Ich muß innerlich ruhig sein, um arbeiten zu können. Wenn es nun doch endlich vorwärts ginge!

*

Ich weiß nicht, was mit mir ist. Ich fühle ein undefinierbares Leid. Am meisten gleicht es dem Heimweh. Mama ist diese Woche ins Seebad gereist, wo sie mit Genia zusammentrifft. Auch Els reist ab. Nun werde ich ganz allein sein. Jeden Abend, ehe das Mädchen die

Lampe bringt, erfaßt mich eine so brennende Sehnsucht nach jenen Stunden bei der Bildhauerin und ein Name geht mir unaufhörlich durch den Kopf, durch das Blut, durch die Nerven: Hugo Targini.

*

Genia hat mir die Photographie ihrer beiden kleinen Knaben, meiner Neffen, geschickt. Ich werde sie kopieren und vielleicht in Aquarell malen, es scheint, daß sich wieder die Lust zum Arbeiten einstellt!

*

Es geht vorwärts, langsam, aber es geht. Ich finde großes Vergnügen an den beiden herzigen Kinderköpfchen. Ich erinnere mich an einen seltsamen Augenblick, das war damals, als Hugo Targini im Salon der Bildhauerin am Klavier saß. Da wünschte ich mir vom ganzen Herzen, ein Kind zu besitzen oder eines zu erwarten. Auch damals im Spätsommer, als ich den kleinen Knaben aus der Isar zog, war dieser Wunsch in mir erwacht. Seit ich an dem Porträt arbeite, erfüllt er mich wieder ganz, bewußter und mit größter Intensität.

*

Täglich bis sechs Uhr wird gearbeitet, dann sitze ich da und träume. Ich denke nach, wie unnütz doch alles Streben ist. Wissen schien mir immer das Höchste, noch mehr war Ruhm. Ich habe die Erforscher des Lebens berühmter Männer studiert. Heute kann ich auch Kleists Leben verstehen. Es ist immer dasselbe: Einsame Menschen mit zerrissenen Psychen. Ruhm ist ein bunter Fetzen, zusammengeflickt aus allen Irrtümern, allem Leid und Dunkel der Welt, geboren aus Moder und frischen Tränen. Und was soll das Wissen, die Lüge ist mächtiger. Und wozu dies alles? Eines Tages liegt man da und rührt sich nicht . . .

*

Ich liebe es, spazieren zu gehen auf herbstlichen Landstraßen, die Abendröte im Haar. Ruhe und Schweigen. Keinen Wunsch in der Brust. Ich möchte vielleicht so leben. Auf einem Dorfe oder auf einer Insel, weltverschlagen. Ich denke mir das so: Ein weites, trauriges Stück Land mit unwissenden und treuherzigen Bewohnern, ich selbst wandelnd in einem weißen Gewande, das den Boden streift, das Herz angefüllt mit Güte und Mitleid, so daß kein Platz bleibt für die Leidenschaft . . .

*

So geht es schon seit einer Woche. Nacht für Nacht liege ich wach. Kein Mensch ahnt etwas von meiner Qual. Ich kann nicht schlafen. Ich habe übermäßiges Herzklopfen. Es wäre schön, wenn ich einen Menschen fände, der mir alles sein könnte. Mutter, Bruder, Freund, Geliebter, Gott . . . Ich werde den Halt verlieren, wenn ich allein bleibe, ich muß mich anlehnen, denn ich werde sonst fallen. Mein Gemüt ist krank, sterbenskrank . . . Ich liebe . . .

*

Ich war mit Papa, Mama und Els bei Tristan. Zu Hause sind wir dann lange beisammen geblieben. Els hat noch den Liebestod gespielt. Sie hat bei uns übernachtet, weil es schon zu spät war, sie nach Hause zu bringen . . . Wagner wirkt auf mich erlösend; ich habe immer das Gefühl, als ob die Menschen, die in *einen Wagner* gehen, ihre Seelen reinigen von Staub und Schmutz für lange Zeit. Ich lebe wochenlang von der unerhörten poesievollen Macht, die ich aus seinen Werken atme. Vielleicht wird Hugo Targini ähnliches schaffen . . . In vierzehn Tagen kommt er wieder in unsere Stadt. Die Mailänder Scala wird hier ein Gastspiel durchführen, darunter die Oper von Targini bringen. Er wird selbst dirigieren. Ich muß ihn wiedersehen. Er kann mich nicht von sich weisen. Kein Mann stößt ein Weib von sich, das bereit ist, sich ihm ohne Berechnung, aus reiner Leidenschaft zu schenken. Er soll mich

befreien! Dann gehen wir jedes wieder seiner Wege. Nur wiedersehen möchte ich ihn, endlich für mich allein haben, wenn auch nur auf Stunden. Seine Jugend und Schönheit, sein Genie, all das Hoffnungsvolle, Erleuchtete, Liebenswürdige einmal ganz für mich allein haben, in meine Arme schließen! Was dann weiter sein soll, ist mir einerlei . . .

*

Els war wieder da bis in die Nachtstunden, auch zwei Vettern von mir, junge Träumer, Phantasten. Sie haben noch nicht den richtigen Verstand, sonst sind es gute Jungen. Wir spielten Hasard. Ich habe eine Menge Geld gewonnen. Später war ich müde und habe am Sofa gelegen, die beiden Seladons waren um mich. Els unterhielt sich mit Papa und Mama. Ich sagte zu ihnen: Kann einer von euch die Worte, die Jesus Christus zu den Anklägern der Ehebrecherin sprach, in seiner ganzen Tragweite erfassen? . . .

*

Nun sind es nur mehr fünf Tage bis zur Ankunft Targinis. Mein ganzes Wesen ist wie in Feuer getaucht. Hundert bizarre Einfälle gehen mir durch den Kopf. Ich finde, finde keine Ruhe. Musik ist noch das einzige, das ich ertrage. Mein Gesicht ist so bleich wie Wachs, meine Arme hängen schlaff herab, mein Herz klopft unaufhörlich wild . . .

*

Eigentlich könnte ich ihm schreiben, er soll mich bei sich erwarten, ich könnte ihn auch bitten, zur Bildhauerin M. zu kommen oder zu uns. Vielleicht antwortet er nicht. Vielleicht ist er in Gesellschaft einer Dame. Es ist durchaus unsinnig, wenn ich mir einrede, daß jener Kuß mir ein Recht auf ihn gibt. Was ist ihm diese plötzliche Zärtlichkeit anderes als ein Vorüberrauschen gewesen? Und mich hat sie gepackt, emporgerissen, mitgeschleppt und nicht mehr losgelassen. Was will ich? Ich weiß nicht. Ich weiß nichts, als daß ich ihn wiedersehen muß, daß ich mich nach ihm verzehre, daß ich nichts anderes denken, nichts anderes fühlen kann als ihn.

*

Ich bin voller Erwartung. Seit einer Stunde sitze ich hier im Dunkel. Ich bin ganz in weiße Seide und Spitzen gekleidet. Es ist ein keusches Gewand, oben ganz geschlossen; ich werde mich mit Blüten schmücken, denn ich weiß, warum! . . . Ich kann nicht froh sein, eine Trauer ist in mir, wie um etwas Verlorenes. Ich fühle es, ich werde ihn nicht wiedersehen . . .

*

Papa war soeben bei mir. Er sagte: „Wie, mein Kind, du sitzt im Dunkel?“ Ich stand auf, küßte ihm die Hand und sagte, ich sei im Begriff in die Oper zu gehen. Darauf erwiderte er mit kühler Ruhe: „Und du weißt noch nicht das Neueste? Der Komponist Hugo Targini ist gestorben.“ Ich entriß Papa das Abendblatt und drängte ihn zur Tür hinaus, sodann machte ich Licht . . . Da steht es . . . „Aus Palermo kommt folgender Bericht: Der Kapellmeister der Mailänder Scala, der junge Komponist Hugo Targini, im Begriff auf einer Tournee nach Deutschland, ist an einer Blutvergiftung im Krankenhaus in Triest gestorben. Die Leiche wird nach Palermo gebracht.“ . . . Seine Leiche . . . seine Leiche . . . wird nach . . . Palermo . . . gebracht. Ich . . . ich muß ihn wiedersehen . . . wiedersehen . . .

*

Hier schließen Jeannys Aufzeichnungen.

*

Armes, armes Kind. Das also war am folgenden Tag, da ich Jeanny, schlafend vor dem Kamin, verließ. Heute ist der sechste Tag seit Jeannys Verschwinden.

In den ersten Nachmittagsstunden war ich bei Férals. Das Mädchen sagte mir, Frau Féral halte ihr gewöhnliches Mittagsschläfchen; sie wies mir die Tür zu Jeannys Zimmer. Ich trat ein und erschrak so, daß ich beinahe zu Boden gefallen wäre. Am geschlossenen Fenster, in einem niedrigen Stuhl, saß Jeanny, den Ellbogen aufs Knie gestützt, das Kinn in die Hand geschmiegt und sah kindlich erwartungsvoll hinaus. Draußen fiel in dichten Flocken der erste Schnee. Sie war in Reisetouillette: Ein schwarzes Kleid, eine Pelzjacke, einen kleinen, grauen Filzhut mit zurückgeschlagenem Schleier. Ihr Gesicht war bleich, die Augen waren weit aufgerissen, ihr Blick glanzlos, leer, wie aus einer Totenmaske. Nur der Mund allein lebte. Auf den dunkelroten, feuchten Lippen zitterte die silberne Wintersonne, so daß diese funkelten und glühten wie Rubine. Mit einem Male kam mir alles, was ich bis zu dieser Minute über Jeanny wußte, wie ein törichter kleiner Traum vor. Ich mußte sprechen, ich mußte ihre Stimme hören, um die Gewißheit zu haben, daß auch wirklich Jeanny vor mir steht. Ich fragte laut: „Jeanny, wo warst du? Wie konntest du uns alle in solche Angst versetzen?“ Sie gab mir die Hand und sah mich vollends an; dann sagte sie weich: „Ihr müßt mir das verzeihen!“ Sie machte den Versuch, zu lächeln, aber es mißlang. Es kam etwas Beweglichkeit in ihr Gesicht. Es hatte jetzt den Ausdruck eines Menschen, der ein fürchterliches Schreckensbild vor sich geschaut hat und diesen Anblick nicht mehr los werden kann.

Ich sagte zu ihr aus dem innersten Empfinden heraus: „Mein armes, liebes Kind, ich weiß, wo du warst: in Palermo.“

Sie antwortete nicht; unbeweglich und statuenhaft stand sie da und blickte zum Fenster hinaus. Nach einer Weile sagte sie: „Entschuldige, aber ich muß Mama wecken, wir reisen ab, lebe wohl!“

Als ich schon bei der Tür war, kam sie noch einmal auf mich zu mit gefalteten Händen. Dann umarmte und küßte sie mich mit qualvoller Innigkeit: „Lebe wohl und vergiß mich!“ Ich verließ sie schweigend.

Ich habe sie seither nicht wiedergesehen, noch etwas von ihr gehört.

(Die Zeit, 11. 10. 1908)

*

Gerty Hein und ihre Gäste

Kinderstube bei Hein. Großes, geräumiges Zimmer mit netter, einfacher Einrichtung. In der Mitte ein großer runder Tisch mit grünem Tuch, darüber ist ein Stück kariertes Wichsleinwand bis zur Hälfte gedeckt. Hinter einem Paravent zwei Kindermessingbetten; eine Etagere mit Büchern: Andersen, Grimm, Tausendundeine Nacht, dann die deutsche Göttersage, der gute Kamerad, Bücher von Walter Scott, Dickens, Jules Verne. An der vorderen Wand hängt das Doppelbild der Eltern, etwas altertümlich, in Öl gemalt. Ober einer Nippes-Etagere der *betende Knabe* und in einem Glasrahmen eine sehr gute Kopie des *Moses* von Michelangelo. Zwei breite hohe Bogenfenster mit dichten, hellen, geschlossenen Vorhängen verbreiten ein dämmermäßiges Halblight.

O t t o , hagerer, blasser, dreizehnjähriger Gymnasiast, liegt auf dem Bauche auf dem Sofa hingestreckt und balanciert mit den Beinen. Er scheint an nichts zu denken. Zeitweilig stößt er die Luft minutenlang zwischen zusammengepreßten Zähnen heraus, so daß ein Geräusch entsteht, wie wenn von weitem ein Schlitten herankommt.

F r a u H e i n öffnet leise die Tür, sieht herein. Sie ist jung, groß und schlank; auf ihren Wangen brennen rote Flecke, die Augen blicken wie in Andacht versunken und von Tränen schwer. Die Lippen zittern und bewegen sich wie im Gebet.

F r a u H e i n : Otto!

O t t o : Ja, Mama!

F r a u H e i n : Schläfst du?

O t t o : Nein, Mama.

F r a u H e i n : Wo ist Paul?

O t t o : Er ist bei Gerty.

F r a u H e i n : Otto, wenn die kleinen Schulmädchen kommen, sie sollen sich hier versammeln und warten, bis ich komme und sie rufe!

O t t o : Ja, Mama!

F r a u H e i n : Ich gehe zu Gerty.

O t t o : Mama – hat die Schneiderin das neue Kleid für Gerty gebracht?

F r a u H e i n : Ja, mein Kind.

Sie schließt behutsam die Tür und geht auf den Fußspitzen hinaus.

Lili Händel, Grete Faber, Hedwig Grotte trippeln zur Tür herein. Kleine Mädchen im Alter von acht bis neun Jahren.

Otto reicht einer jeden stumm die Hand, hilft ihnen beim Ablegen der Kleider und weist ihnen Plätze an. Die drei sitzen still und verlegen und tauschen leise flüsternde Bemerkungen über die Einrichtung aus. Otto hat sich etwas gravitatisch zurückgezogen und betrachtet mit spöttischen Blicken die drei. Allmählich wird die Unterhaltung der Kleinen lebhafter, lauter – bis die temperamentvolle Lili nicht mehr an sich halten kann und Otto laut fragt:

Du, Hein, ist es wahr, daß die Puppe, die Gerty zu Weihnachten bekommen hat, so groß ist wie ein zweijähriges Kind?

O t t o : Wie ein zweijähriges? O ja! (Und geringschätzig mit den Lippen schmatzend:) Aber wer spricht von Puppen?

Weiter fragt die neugierige Lili: Und Paul, hat er wirklich einen Motor bekommen, mit dem er selbst fahren kann?

O t t o : Nun ja . . . Alles Kindereien.

L i l i : Und ist der Motor so groß, daß zwei Platz haben? Fährst du auch damit?

O t t o : Mein liebes Kind, für mich ist kein Spiel mehr. Es gibt viel zu lernen!

H e d w i g (schüchtern hervor): Aber mit der Geige spielst du doch.

O t t o : Ja . . . aber das ist etwas anderes. Das nennt man Kunst!

H e d w i g : Zeig' uns, bitte, deine Geige . . . nur auf einen Augenblick . . .

O t t o : Aber Kinder, was denkt ihr, wenn Mama . . .

L i l i : Deine Mutter ist lieb, die schimpft nie . . .

H e d w i g : Ja, bitte, zeig' . . .

G r e t e : Ach, mein Onkel spielt sogar Baßgeige, wißt ihr . . . die große, da kann ich zuhören, so viel ich will!

Otto bringt den Violinkasten, nimmt die Geige heraus, beginnt sie zu stimmen. Die Kleinen stellen sich um ihn herum. Da klopft es, und acht kleine Mädchen treten paarweise ein. Otto läßt rasch die Geige im Kasten verschwinden und trägt sie fort. Die Kinder begrüßen einander; manche benehmen sich schon recht vorsichtig und damenhaft.

O t t o reicht allen die Hand und sagt: Guten Tag! Nur einem Kinde mit einem roten Lockenkopf und großen, hellen, verwunderten Augen klopft er kameradschaftlich auf die Schulter und ruft ihm ein *Servus* zu. Das ist Anny Bauer, Gertys beste Freundin. Sie fragt nach Paul. Otto deutet nach einem rückwärtigen Raum.

Ein Mädchen mit schwarzem, glattem Madonnenköpfchen, F a n n y L o t r i c h fragt: Habt ihr es in der Zeitung gelesen? Meine große Schwester hat sie gekauft!

Inzwischen ist noch ein Dutzend Mädchen dazugekommen. Es bilden sich kleine Gruppen.

G r e t e : Weißt du nicht, Rotkopf, kommt die Böckl und die Mayer?

A n n y : Bitte . . . ich antworte dir nicht.

O t t o : Kinder, was gibt es?

A n n y : Sie schimpft mich Rotkopf.

O t t o : Grete, das kann ich nicht dulden, daß Gertys beste Freundin beleidigt wird. Was möchte' Gerty von dir denken?

G r e t e : Ach, sie ist doch nicht da.

F a n n y : So? Glaubst du?

Alle blicken auf Fanny.

H e d w i g : Du, die Lehrerin, unser süßes Fräulein! Hast sie gesehen?

G u s t i : Ich zu allererst!

L i l i : Hört ihr, ich war gestern im Theater. Gott! Herrlich! Nächste Woche gehe ich wieder. Meine Mutter sagt, in der Operette kann ein Mädel Schick und Grazie lernen. Wißt ihr, es ist doch abgemacht, daß ich Schauspielerin werde!

O t t o (nachdenklich): Das kann man noch nicht wissen, was aus einem Kinde wird. Meine Mama hätte Gerty in ein Pensionat geschickt, aber weit fort von hier nach der Schweiz. Nachher hätte man sie gut verheiratet. Das ist noch das Beste für ein Mädel. Mit meinen Cousinen war es auch so.

H i l d a : Oder sie hätte studieren sollen auf Doktor oder Comptoiristin, wo sie ein so braves und fleißiges . . .

L u c i e : Ja, mein Vater hat auch gesagt, wenn ich so fortfahre, läßt er mich studieren. Bei uns sind die Mädel brav, die Buben sind Tunichtgute. Die kommen in eine Lehre. Ich und meine Schwester werden studieren.

O t t o : Ach was – Mädchen!

H i l d a : Ich ebenfalls! Ich werde unbedingt Doktor!

M i z z i : Und mich gibt die Tante zum Ballett. Hallo!

O t t o : Das ist nichts für ein kleines Mädchen.

H i l d a : Ja, das mein' ich auch, der Hein hat recht.

O t t o : Solang' sie noch jung ist, geht es noch an – aber wenn sie alt wird . . .

F a n n y : Nein, das ist nichts!

O t t o : Eine bekannte Dame von Mama, deren Portier eine kleine Tochter beim Ballett hat, hat meiner Mama gesagt, daß unsere Gerty bei ihrer Schönheit und bei ihrem Talent noch eine große Künstlerin werden könnte. Aber die Mama wollte davon nichts wissen. Wißt ihr, das mit der Schweiz war ja auch nicht wahr, bloß wenn Gerty zu viel getollt hat, hat man ihr damit gedroht. Mama hätte sie nicht um eine Welt hergegeben.

A n n y : Sag' mal, Ottel, kann ich voraus?

O t t o : Mama wird alle rufen.

G r e t e (ungeduldig): Dauert's noch lang?

L i l i : Ich bin neugierig!

G r e t e : Und ich!

H i l d a (zu Anny): Fährst du im Wagen?

A n n y : Selbstverständlich – ich, als ihre beste Freundin! Denkt euch, sie wird ein weißes Kleid aus Seide tragen . . .

F a n n y : Ach, wie das Jesukindlein wird sie aussehen . . .

G r e t e : Das Haar gekraust . . .

H i l d a : Oder in Locken . . . Locken ist schöner für ein Kind . . .

M i z z i : O, nein – englisch gestutzt . . . Wenn ich beim Ballett bin, werde ich nur immer so frisiert gehen . . .

H i l d a : Ich bin nur für Locken. Habt ihr die Gerty bei Fronleichnam gesehen?

O t t o : Die Gerty wird keine Locken haben. Sie sind ihr abgeschnitten worden. Ihre blonden Locken trägt der Papa in seiner Briefftasche.

H i l d a : Sag' Hein, wer schläft hier im Zimmer?

O t t o : Ich und mein kleiner Bruder Paul.

G r e t e : Und Gerty?

O t t o : Meine Schwester im Schlafzimmer bei Papa und Mama.

H i l d a : Aber hier spielt sie immer, nicht wahr?

O t t o : Ja.

A n n y : Sag' Ottel, wirst dich fürchten?

O t t o : Fürchten, warum denn? Es wird mir fad und bang sein. Mein kleines Schwesterl war immer so lustig! Und Paul sitzt immer so still, obwohl er ein Bub ist.

M i z z i : Kinder, ich fürchte mich. Hu, mich gruselt's! Die Gerty – wirklich ein lieber, lustiger Kerl!

A l l e bestätigen: Ja, ein lieber, lustiger Kerl!

F r a u H e i n erscheint in der Tür mit ihrem Söhnchen Paul an der Hand, einem zehnjährigen, pausbäckigen Knaben mit abgewendetem, scheuem, weinerlichem Gesicht; sie winkt Otto zu sich heran. Dann spricht sie mit leiser, hohler, zärtlicher Stimme: Kommt, liebe Kinder, reiht euch an.

Sie läßt die Kinder an sich vorbeiziehen, küßt jedes auf die Stirn. Zuletzt geht sie selbst, hoch, schlank, schwarz.

Die Kleinen beginnen mit den Zähnen zu klappern, ihre Gesichter erleichen in Erwartung. Auf ihre kleinen, schwachen Seelen läßt sich ein eisig kalter Hauch nieder. Sie sind bei ihr.

Die kleine Gerty im weißen Seidenkleidchen mit gefalteten Händlein, die das Rosenkränzlein fassen – schläft . . . Aber die Locken sind fort, ganz fort.

Die Lehrerin, das süße Fräulein, umfaßt sie mit einem letzten Blick, tief und schwer – dann sagt sie gütig: Kniet euch nieder, liebe Kinder – betet!

Und die Kinder knien und beten.

(Die Zeit, 10. 9. 1911)

*

Absalon

Schon seit einer halben Stunde stand Absalon unter dem Bogen des Hauses der Barmherzigkeit und war so vor'm Regen geschützt. Überdies hatte er über den Winterpaletot seinen Gummimantel angezogen. In seiner erstarrten bleichen Hand mit dem verunstalteten Finger hielt er Blumen: Gefärbte Erika. Freilich hätte er lieber die roten Rosen oder die samtweißen Maiglöckchen gekauft, aber er konnte beim besten Willen nicht so viel Geld ausgeben, was Rosen bei dieser Jahreszeit kosten.

Aus dem Innern des Hauses fällt ein fahler Lichtschein auf das Straßenpflaster. Man kann ein bißchen hineinsehen: Ein großer, roh gezimmerter Tisch. Dort sitzen die alten, siechen Männlein bei der Abendsuppe. Und drüben liegen die greisen kranken Weiblein in den roh gezimmerten Betten und seufzen.

Rückwärts, dicht am Hausflur, ist eine schwarze düstere Kammer mit einem eisernen Kruzifix darüber. Dort machen sie den letzten Besuch.

Vor dem Tor stehen Fiaker, hier hält die Straßenbahn und der Kondukteur ruft in die Coupés: „Haus der Barmherzigkeit!“

Und viele stiegen aus und immer war ein Tumult hier. Auch wegen der vielen Studenten; denn drüben lagen die beiden Krankenhäuser, das alte und das neue.

Hier wartet Absalon Laich auf Olga Welt, seine liebe junge Freundin.

Ob sie kommen wird? denkt er. Die Blumen werden unterdessen ganz schäbig ausschauen, vom Sturm und Regen zerzaust und zerfetzt, gerade wie meine Seele. Freilich, die ist eher wie vom Blitz erschlagen, tot. Und darum kann ich nicht länger leben, weil meine Seele tot ist.

Dann denkt er: Sie kosten nur fünfzig Heller, und lauter sagt er: Die Blumen kosten bloß fünfzig Heller . . .

Ein Kutscher, der an ihm vorüberkommt, antwortet ihm: „Was geht denn das mich an?“

„Nein, nein, nichts!“ Aber eines ist sicher: Ich kann nicht leben! Ob ich es ihr sage? Übrigens morgen früh hat sie meinen Brief unter *Absalon*.

Wer weiß, ob sie ihn abholt?

Vielleicht liege ich schon zwei Wochen unter dem Schneerasen und sie hat den Brief noch nicht abgeholt und weiß nichts. Wenn sie aber nicht kommt? Es sind schon drei Viertelstunden über die Zeit. Dann gehe ich in eine Butik und betrinke mich . . . und werde nicht sterben.

Halt, da ist ein Ausweg. Kommt sie, dann betrinke ich mich nicht und sterbe. Es ist ein Gelübde, ein Schwur.

Die Leute schauen ihn an und lachen, wie er dasteht, hin- und hergestoßen, mit den schmutzigen Blumen in den zitternden Händen. Und dann klirrt ihm ein fröhlicher, lauter Gruß in den Ohren.

„Olga!“ Er starrt sie zu Tode erschrocken an. „Olga, warum sind Sie gekommen?“

Sie sagt: „Kommen Sie! Sie komischer Mensch!“
Und er nimmt ihren Arm.

„Da komme ich in einem solch abscheulichen Wetter, und Ihnen ist es nicht einmal recht. Bitte, möchten Sie nicht meinen Schirm tragen? Ich habe Ihnen doch hundertmal gesagt, bei Regenwetter hat der Herr den Schirm zu tragen! Ja, aber nicht so, daß Sie mir die Federn an meinem Hut ruinieren, sondern der Herr hat den Schirm so über die Dame zu halten, daß er sie nicht dabei belästigt! Na- was gibt's Neues? Haben Sie etwas geschrieben fürs Blatt?“

Er zuckt zusammen, denn er denkt: Was geht mich das Blatt an? So wie der Kutscher vorher fragte: Was gehen Ihre Blumen mich an?

„Nein, ich habe nichts geschrieben.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht wollte.“

„Sie wollten nicht?“

„Nein, ich wollte nicht.“

„Aber Sie müssen doch! Sie wissen, wenn Sie nichts schreiben, verdienen Sie nichts. Wenn Sie drei Tage lang nichts schreiben, sind Sie bankrott.“

„Ja, dann bin ich bankrott.“

„Und Sie wissen doch, dass man leben muß!“

Er denkt einen Augenblick: Wie klug und vernünftig sie ist! Es ist doch das einfachste, was sie sagt. Warum bin ich nicht so verständig?

„Wohin gehen wir?“ fragte sie.

„Wohin Sie wollen! Ins Kaffeehaus, wo wir letztesmal waren. Café Ideal, nicht? Mit der Zigeunerkapelle.“

„Ja.“

„Es ist zwar riesig ordinär dort, aber das macht nichts.“

„Ordinär wird es nur nachts, nach zehn.“

„Na ja, es macht nichts . . .“

„Wollen wir zu Fuß gehen?“ fragt sie.

„Ja, es ist nicht weit.“

Er hängt sich so mühsam und schwer an ihren Arm. Wie lästig ihr das ist, sie möchte aufschreien, und ärgerlich und bebend vor Zorn sagt sie: „Sie müssen den Schirm über mich, nicht über sich halten!“

Er hält mit seiner fröstelnden, verkrüppelten Hand den Schirm behutsam über ihren großen, schwarzen Atlashut.

„Und links sollen Sie gehen, hab' ich Ihnen schon gesagt! Der Herr hat links von der Dame zu gehen!“

Das aber sagt sie schon ein bißchen weicher, mit einem Ansatz lächelnder Zärtlichkeit.

Er geht links, dann aber ärgert es ihn und er sagt: „In Amerika geht man so; ob links, ob rechts, der Herr läßt die Dame an der Wandseite gehen!“

„Ja, aber wir sind nicht in Amerika, sondern in Europa.“

„ . . . Denn erstens ist sie dort geschützter und zweitens will die Frau meist die Auslagen betrachten.“

Das leuchtete ihr schon eher ein.

„Und stehen wir in dem Verhältnis *Herr und Dame*?“ fragt er, verschüchtert und ängstlich.

„Nein, aber es sind diese kleinen Galanterien, die mit zum Glück der Frau gehören. Man kann sich sonst nicht wohl fühlen.“

Und er denkt: Was geht es mich an: Links – rechts – Glück – Frau? – Morgen ist alles vorbei . . . Und dann zwingt ihn etwas, aufzuschauen. Es sind Olgas Augen, Olgas Gesicht, und er erinnert sich, wie sehr er sie liebt.

Was haben Sie zuletzt geschrieben fürs Blatt?“

„Zuletzt? Einen Artikel: Wie Schiffe entstehen und vergehen.“

„Das war sehr interessant, ich hab' es gelesen.“

„Ha – bloß eine Übersetzung aus der *Times*.“

„Wieviel Zeilen?“

„Dreihundert.“

„Sind sechzig Kronen. Und vorher?“

„Über die Präsidentenwahl in Amerika.“

„Wieviel Zeilen?“

„Zweihundert.“

„Sind vierzig Kronen – sind schon hundert. Nur fleißig sein! Haben Sie etwas für mich geschrieben?“

Er zögert eine Weile; dann greift er in die Tasche.

„Ich habe Sie doch gebeten, daß Sie mir nicht so viel schreiben sollen – lieber fürs Blatt schreiben.“

Er sagt: Also nein, ich schreibe Ihnen nicht. Bloß morgen können Sie sich noch einen Brief holen – unter *Absalon*.“

„Aber Sie haben hier Briefe an mich.“

„Ja.“

„Dann geben Sie sie mir; sie gehören mir.“

„Nein. Sie wollen sie ja nicht.“

„Ich will sie.“

Er zieht ein Paket mit Briefen hervor.

„Alle an mich?“

„Alle.“

„Fünf Briefe. Im ganzen zwanzig eng beschriebene Seiten und acht Sonette!“

„Sie wissen, es sind meine Sonette, meine eigenen Sonette.“

Olga atmet tief.

„Mein Lieber, Sie sind ein Dilettant!“

Er fährt zusammen, und sein bleiches, gepeinigtes Gesicht zuckt. Das war ein Hieb, der saß.

„Na ja“, denkt er, „morgen bin ich kein Dilettant mehr.“ Und er fühlt befreienden Trost bei dem Gedanken.

Vor einer Straßenlaterne durchfliegt sie die Zeilen – und dieses Lächeln sieht er auf ihrem Gesicht, das ihn mehr quält als ihn jemals etwas im Leben gequält hat – nicht einmal, wenn er tagelang hungernd, arbeitslos in den Straßen Amerikas herumgeirrt war. Wenn ich am Leben bliebe, denkt er, würde dieses weiße Oval mit den dunklen Augen mich wahn-sinnig machen; dieser lächelnde Mund würde mich ins Irrenhaus bringen.

„Na ja“, sagt sie, „ich werde die Blätter zu Hause lesen.“ Und sie steckt sie in ihren großen Muff.

„Nein, ich schreibe Ihnen nicht mehr.“

„Das sagen Sie jedesmal. Dadurch sind Sie gehindert, fürs Blatt zu schreiben, und auf diese Weise entgehen Ihnen monatlich vierhundert Kronen.“

„Es ist wahr; ich bin sehr licherlich.“

Sie kamen an Kunsthandlungen vorbei. Sie muß sich die Bilder ansehen.

„Wissen Sie, was das Süßeste ist? Diese kleinen Porzellandamen in Reifröcken. So etwas wünsche ich mir. Zehn – zwanzig Stück möchte ich davon haben!“

Ja, das war das Süßeste.

Nun waren Sie beim *Café Ideal*. In einem der kleinen improvisierten *Chambres séparées* nahmen Sie Platz. Der Kellner stellte Kognak und Zigaretten auf den Tisch und zog dann die Vorhänge zu.

„Da sehen wir nichts von dem ordinären Treiben draußen!“ sagte er, „und können so eine Weile hier ruhig sitzen.“

Nun saß sie da in ihrem schimmernden grünen Seidenkleid über dem schlanken, gestreckten Knabenkörper. Und dem zarten, spöttischen Gesicht, das jeden Augenblick anders war.

Er hatte seinen langen schwarzen Gehrock an mit der weißen Weste und die gestreifte, etwas kurze Hose; den Anzug, den er schon seit dem vorigen Frühling beständig trug.

Sie sah an ihm herab. Er bemerkte es und sagte: „Glauben Sie, daß ich mir einen neuen Anzug kaufen soll?“

Sie dachte: Es wäre höchste Zeit! Aber laut sagte sie, denn sie wollte ihn nicht kränken: „Das macht nichts, ich bin in München auch in einem schwarzen Kleid ein halbes Jahr lang gegangen . . .“

Er sagt plötzlich heiß, fiebernd und weinend: „Ich liebe dich.“

Sie streichelt lächelnd sein blondes, zerzaustes Haar: „Ich weiß es.“

„Und du, liebst du mich auch?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht, wenn du anders wärst!“

Sein Kopf ist ihm auf die Brust gesunken.

Wie häßlich ist er, denkt sie: Dieses Gesicht eines alten Komödianten, dies ungepflegte Haar, dieser bartlose, indifferente Mund – wie er nach Zigaretten und Kognak riecht; nein, man kann einen solchen Mann nicht lieben.

„Ich liebe dich so sehr, daß ich um eine Laune von dir sterben könnte!“

Sie denkt: Er hat ein inniges gutes Herz. Eine zarte Seele; man muß seine Seele lieben.

Im Séparée nebenan hört man häßliches, unterdrücktes Lachen und Flüstern.

„Pfui,“ sagt Olga, „wie gemein es da ist! Vor drei Jahren in München war es so hübsch; bei Tag wurde gearbeitet, abends musiziert und vorgelesen.“

„Und ich war um jene Zeit im Chinesenviertel in Amerika Kohlenträger.“

Sie sah an seiner schwächlichen Gestalt hinauf und erschrak – und liebte ihn in diesem Augenblick mit einer innigen und tiefen, mitleidvollen Liebe.

„Sehe Sie, und da waren Sie nicht unglücklich, trotz aller Not und allem Entbehren. Und heute, wo es Ihnen gut geht, Sie bei der großen Zeitung sind und viel verdienen könnten, wenn Sie fleißig sein wollten, freut Sie das Leben nicht?“

„Eben! Und das können Sie nicht verstehen!“

„Nein – das versteh' ich nicht.“

„Na, lassen wir das . . . Ich liebe dich.“

„Sie sagen, Sie lieben mich! Also, was wollen Sie? Wollen Sie mich heiraten? Wollen Sie ein Verhältnis? Was wollen Sie eigentlich?“

„Ich will, daß Sie mir glauben, wie sehr ich Sie liebe.“

„Nein, das glaube ich Ihnen nicht.“

„Nicht? Das ist der größte Schmerz für mich.“

Sie ist zornig, erbittert.

„Nein, Sie lieben mich nicht. Sie lieben nur sich selbst. Ihre Träume! Ihre Phantasien. Das Nikotin in den Zigaretten, den Alkohol im Kognak, den Rausch in der Liebe! Das Leben und die Frau ist Ihnen nichts. Sie wollen sich betäuben! Opiate wollen Sie! Wenn man eine Frau liebt, arbeitet man für sie, man denkt an die Zukunft, man hat die Pflicht, sich gesund zu erhalten. Aber was tun Sie? Sie sehen in mir das Idol, den Engel! Das aber ist gar nicht nötig: Es genügt, wenn der Mensch stark, gesund und verständig ist; er braucht nicht an das Bild eines berühmten Malers zu erinnern; überhaupt an kein Bild. Was tun Sie? Sie ruinieren sich. Sie haben es verlernt, des Nachts zu schlafen; dann liegen Sie bis mittags und träumen. Dann schreiben Sie lange Briefe an mich, Hymnen und Märchen an mich – dann erzählen Sie mir verlogene, erträumte Geschichten und geben sie für Ihre Erlebnisse aus. Und damit verträdeln Sie die Zeit, statt zu arbeiten und vorwärts zu kommen wie andere! Alle überflügeln Sie!“

Er denkt: Gott, wie sie mich erkennt! Wie sie in mich hineinsieht – ohne Liebe – kalt und scharf – wie ein Wintermorgen ins Fenster, wie der Anatom in ein geöffnetes Herz sieht, so sieht sie in mich hinein. Was will ich noch? Würden sie mich lieben, dann könnte sie nicht so sprechen; dann sieht man so etwas nicht.

Er sagte kurz und hart: „Sie lieben mich nicht!“

„Ich hab' Sie lieb, wie Sie viele Menschen lieb haben. Sie sind jedenfalls ein interessanter Mensch!“

„So,“ sagt er, „bin ich das?“

„Ja, denn Sie leiden Unendliches . . .“

Er lächelt.

„Wissen Sie das auch?“

Und die Art, wie Sie leiden, die beinahe lebenswürdige Art, macht es, daß man Ihnen gut sein muß.“

„Sonst aber ist nichts an mir, nicht wahr?“

„O ja – doch! Sie wissen, was man von Ihnen in der Redaktion hält. Der Chef sagt, Sie sind der feinste Kopf – nur faul.“

„Der Chef kann denken von mir, was er will; wenn nur Sie gut von mir dächten“

„Sehen Sie! Da haben Sie das Unwirkliche!“

„Sie lieben mich nicht. Sie wollen mir nicht einmal *du* sagen. Sie haben noch nie meinen Namen gesagt.“

„Warum haben Sie auch so einen Namen? Absalon! Was ist das: Absalon? So heißt man nicht! Absalon Laich! Laich: sind Fischeier.“

„Ja. Olga Welt, das ist was anderes! Der Name lebt! Glauben Sie nicht, Olga, haben Sie nicht das Gefühl, daß alle Menschen hinter meinem Rücken lächeln?“

„Nein, sie lachen Ihnen ins Gesicht!“

„Ja, Sie haben recht!“

Er spürt nicht den perfiden Hohn und die Verachtung in ihren Worten, in der die Verachtung einer Welt liegt, die sie repräsentiert. Er fühlt nur mit grausamer Deutlichkeit: Sie liebt mich nicht!

Und sie denkt: Wie hab' ich früher für Novalis geschwärmt und schwärme noch immer für seine überirdische Poesie und seine bleiche, totgeweihte Stirn. Und Beethoven – wie bete ich ihn an. Was aber war Beethoven? Ein körperlich vernachlässigter, geiziger, mißtrauischer und im Alter bei seiner Taubheit gänzlich menschenscheuer Nachtwandler. Wie liebe ich Hugo Wolf, den ewig Darbenden, ewig Sonnenlosen – Sacher-Masoch, dem immer der Speichel vom Munde floß . . . Immer wünschte ich: O hätte ich einen von diesen gekannt, ich hätte den Saum seiner Kleider geküßt. Wie habe ich mich immer nach einer Seele wie die Beethovens oder Novalis' gesehnt! Und jetzt, wo eine solche Seele mir nahe ist und mich liebt, stoße ich sie zurück, wie Hugo Wolf zurückgestoßen wurde; mich ekelt seine Krankhaftigkeit, wie mich der nasse Mund Sacher-Masochs ekelte; denn wir Menschen sind sauber und klug; ein solcher kann unser Genosse nicht sein!

Nun spricht er: „Sie dürfen nicht vergessen den aufreibenden Kampf, den ich zu führen hatte; den Kampf gegen Windmühlen.“

„Jeder Kampf ist gegen Windmühlen; man merkt's nur immer erst nachher.“

„Ja,“ sagt er. „Ich weiß das alles. Ich kenne meine Fehler; ich weiß, daß ich ein häßlicher, kleiner Niemand bin.“

Sie denkt: Wie rührend hat er über die *Titanic*-Katastrophe geschrieben, daß tausende Menschen täglich weinten, die es lasen – und wie eigen es ist, wenn er neben mir hergeht und so träumend aus Amerika erzählt, wo er so gefoltert und gedemütigt wurde und – diese Narben an seinem Körper, an seinem Gesicht, seine verkrüppelte Hand – überall tut es ihm weh, und immer hat er ein so erschrockenes, banges Herz . . .

Er sieht sie stumm, unendlich traurig sieht er sie an, und das Haupt ist ihm ganz heruntergesunken.

Sie betrachtet ihn: Wie häßlich er aussieht, das Pergamentgesicht, das unbeweglich ist und so hilflos, so lachhaft blöd! Man muß sich mit ihm genieren vor dem Kellner. Nein, man konnte einen solchen Mann nicht lieben – obgleich seine Seele reich war, o reich! Die Seele Beethovens hatte er, nur daß er nichts hervorbrachte . . .

Er dachte immer das eine: Ich kann nicht leben, denn sie liebt mich nicht! Sie ist grausam wie die anderen Menschen, die mich geschlagen, gestochen, geschnitten und dann wieder zusammengeflickt haben! Sie ist schlimmer als die alle! Sie ist ärger als meine Mutter, die mich einmal von Haus und Hof wegjagte, weil ich zwei Kreuzer gestohlen hatte, um mir Haselnüsse zu kaufen. Sie ist ärger als mein Bruder, der mich im Zorn schlug; ärger als meine Schwester, die mich verleugnete; ärger als der Freund, der mich hinter meinem Rücken verhöhnzte. Ihr Anblick, wenn sie so kalt von meinen Fehlern spricht, tut mehr weh als mein eigenes todwundes Herz. Und darum kann ich nicht leben, denn sie liebt mich nicht.

So sitzen sie in dem heißen, rauchigen Lokal, und jeder hängt seinen Gedanken nach – statt ineinander wie Liebende denken sie voneinander wie Feinde.

Nach einer Weile sagt sie: „Ich will fort!“

Und er führt sie durch die stickige, heiße Luft der Nachtkneipe, durch den wüsten Lärm der Zigeunermusik hinaus ins Freie.

Liebe – Liebe – weinen ihnen die Geigen nach.

Liebe – Liebe – seufzt das Cello.

Nein – und Schluß, sagt die große Baßgeige.

Und sie denkt: Ich kann ihn nicht lieben und ich mag auch nicht. Ich will mir nicht mein ganzes Leben verderben – und wenn er gleich Beethovens Seele hat.

Und er denkt: O, die süße Ruhe – wie will ich ruhen (und ist längst nicht mehr bei ihr); ausruhen will ich von dem vielen jahrelangen Suchen nach einem Herzen; wie will ich tief und still ruhen!

Vor ihrem Haustor reicht er ihr die Hand, ohne die ihre zu drücken, kraftlos, und gibt ihr die Blumen, die armen kleinen gefärbten Eriken.

„Adjö!“

Dann geht er mit gesenktem Kopf weiter.

Sie sieht ihm ein paar Schritte nach, bis er um die Ecke biegt. Dann riecht sie an den Blumen und wirft sie in weitem Bogen mitten auf die schmutzige Straße.

Und als er nach einer Weile zurückeilt – er glaubt sie törichterweise noch zu finden – denn daß sie sich morgen einen Brief hole unter *Absalon* hat er ihr vergessen zu sagen – da findet er sie nicht mehr, aber seine Blumen liegen in einer Schmutzlache gegenüber ihrem Haustor.

Da lächelt er bitter – bitterlich.

Aber es ist kein irdisches Lächeln mehr . . .

(Die Zeit, 4. 5. 1913)

*

Am Strande

Ich ging mit Martina, der schlanken, hellblonden Dänin, am Strande spazieren.

Wenn die Flut kam, wurde ich unruhig und erregt. Mein Herz stand gleichsam still, als horchte es auf.

Martina war von Natur aus schwermütig wie alle nordischen Menschen, was sie aber nicht als Leid zu empfinden schien. Sondern: Es war ihrem Wesen eingeboren wie eine Funktion, gehörte mit zu ihrem Organismus. Sie trug weiter nicht daran. Nie sprach sie von ihrer Heimat. Immer nur von Paris. Es scheint, daß sie dort eine kurze, heftige Zeit lang glücklich gewesen war. Martina sprach von Menschen und Dingen in einer ruhigen und doch fiebrigen Art. Von sich selbst sprach sie nie.

Ich saß auf einer grünen Lattenbank, das Gesicht vom Meer abgewendet. Ich konnte den Anblick nicht ertragen. Aber vor mir, da begann ein gewaltiges Rauschen und Toben: Urmelodie! Urmelodie! sang es in mir.

Die junge Dänin stand bei mir, aufrecht, schweigsam und sah aufs Meer. Furchtloses junges Weib! dachte ich.

„Weshalb stehen Sie so da und schauen?“ fragte ich.

„Weshalb schauen Sie nicht?“

„Es erregt mich zu sehr – o – ich glaube, wenn ich lange so stünde und hinsähe, es würde mich hinziehen.“

Martina sagte: „Die Dame in dem weißen Mantel steht auch und schaut. Sie ist wie eine Statue so bewegungslos.“

Nach zehn Minuten promenierte sie an uns vorbei.

„Warum sitzen Sie abgewendet?“ fragte sie mich freundlich lächelnd. „Fürchten Sie sich?“

„Ja, es erregt mich.“

„Ist es nicht furchtbar, es nicht zu sehen und doch zu wissen, daß es da ist?“

Sie hatte mit seltsam erhobener Stimme gesprochen – viel lauter als nötig.

„Warum schreit sie so?“ fragte mich Martina. Sie war plötzlich erleichtert, von irgend etwas erschreckt.

„Sie wollte das Getöse der Brandung überschreien,“ antwortete ich.

„Gestern ist sie auch so vorbei gekommen und hat mir ein paar Worte gesagt. Ich saß und las, wissen Sie. Diderot. Sie ging vorüber wie heute, in einem schneeweißen Kleid, und sagte bittend zu mir: ‚Nicht lesen bei dem Licht! Ich hab’ es auch so gemacht. Höchst schädlich!‘ Ich antwortete ihr: ‚Solange ich meine Augen brauche, werde ich sie haben.‘ Sie ging weiter und lächelte. Nach einigen Schritten sah sie sich nach mir um. Da schämte ich mich und klappte das Buch zu.“

„Wie alt mag sie sein?“ fragte Martina, indem sie sich zu mir auf die Bank setzte.

„Fünfzig,“ meinte ich.

„Nein; höchstens vierzig.“

„Sie sieht sehr jung und sehr alt zugleich aus.“

„Sie sieht aus, als wäre ihr Körper jung geblieben und ihr Herz alt geworden . . .“

Eins war gewiß: Sie trug immer weiße Kleider, weiße Mäntel von der teuersten, feinsten Art.

*

Langsam senkte sich der Abend über das Meer.

Mich hatte auf einmal eine Sehnsucht erfaßt.

„Ich gehe in das Haus,“ sagte ich zu Martina, „einen Brief schreiben; ich möchte, daß er noch mit dem letzten Schnellzug abgeht.“

*

Vor dem Schlafengehen kam jeden Abend noch einen Augenblick Martina zu mir in das Zimmer. Wir wohnten Tür an Tür in der Pension *Fortunat*.

Heute kam sie bleich und ließ sich erschöpft auf das Sofa fallen.

„Sie war bei mir,“ sagte sie, „und wir haben gesprochen.“

„Wer?“

„Die Dame mit den weißen Kleidern. Sie kam hin und setzte sich zu mir auf die Bank und sagte: ‚Die andere junge Dame, Ihre Freundin, ist schon fort?‘“

Ich sagte: ‚Ja, ins Haus, einen Brief schreiben.‘

„O,“ sagte sie, ‚das muß wunderschön sein, wenn man jemand hat, an den man schreiben kann . . . Grüße vom Meer . . .‘

Ich fragte: ‚Madame sind ganz allein hier?‘

‚Ja, ich bin ganz allein.‘

‚Der Herr Gemahl ist wohl in der Stadt?‘

‚Wieso? Ich habe keinen Mann.‘

„Nun, ich dachte bloß . . . ich hörte zufällig, wie Sie, Madame, dem Hotelportier zuriefen, wenn Ihr Mann käme . . .“

„Sie lächelte sonderbar, wie eine Somnambule. Wie jemand in der Hypnose lächelt.“

„Ja,“ sagte sie, ‚ich reise viel; denn mein Arzt sah sich eines Tages verpflichtet, mir zu sagen: Reisen Sie! Sie brauchen neue Eindrücke! Und da geschieht es oft, wenn ich wo absteige, so tue ich, als käme mein Mann nach. Ich weiß nicht, warum ich das tue, aber es beruhigt mich. Nun habe ich es mir angewöhnt. Mir kam immer vor, als wäre eine allein reisende Dame ein Anlaß, die Menschen auf allerlei Ideen zu bringen – so ließ ich überall die Leute in dem Glauben, ich erwarte meinen Mann. Es ist mir schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß ich im Restaurant, im Café, überall, stets sehe, daß ein Platz neben mir frei bleibt – und ich dann sitze und tue, als ob ich wartete. Aber in Wirklichkeit ist mein Mann tot . . .‘

„Sie können sich denken, wie mich das erschüttert hat. Ich fragte: Haben Sie Kinder?“

„Nein,“ sagte sie, ‚nein; ich habe keine. Sie sind tot. Vier hatte ich. Sie sind alle gestorben. An demselben Leiden wie mein Mann. Die Krankheit hat sich in Generationen eingefressen. Ja, und alle als junge, aufblühende Menschen. Alle im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren. Einer nach dem anderen. Das Ende war nicht so schrecklich. Schrecklich war der Anfang.“

Wenn es anfang, da hat man sie retten wollen. Mit allen Ärzten der Welt. Man ist mit ihnen nach Ägypten, nach Tunis, ins Gebirge, an die See, in die Wüste . . . ‘

Martina stand bleich und wankend vor mir.

„Da hat es mich so gewürgt . . . ich lief davon . . . ich lief . . . davon.“

Martina warf sich auf das Ruhebett, preßte den Kopf in die Hände und schrie: „Wie kann man noch leben! In weißen Kleidern gehen! Das Meer sehen! Musik hören!“

„Sie sehen doch, daß man es kann,“ sagte ich meiner jungen nordischen Freundin.

(Die Zeit, 24. 8. 1913)

*

Ich bin es nicht!

Sie saß im Kurpark, vor dem Musikpavillon, wo die Kapelle *Graf Grünne* spielte. Eine Menschenmenge wogte auf und ab. Besonders viele junge Damen und junge Herren. Die meisten aber sahen nur aus, als ob sie jung wären.

Das kam von dem vielen Grün und den hellen Kleidern und der Musik, die die Gestalten rhythmisch bewegte, und von dem Gesundbrunnen, der in der Nähe war und von dem man sich alle Morgen einen Becher frischen Lebens holte.

Sie saß und ließ die Menschen an sich vorbeidefilieren.

Den Männern sah sie ins Gesicht, durchforschte sie blitzartig: Den möchte' ich nicht – den nicht – den nicht – den nicht Sie fand keinen einzigen unter den vielen, den sie wollen hätte.

Auf einmal ging einer vorüber, und sie dachte plötzlich: Diesen!

Es kam ein Erkennen und ein Erinnern über sie.

Er aber erkannte und erinnerte sich nicht.

Sie hatte ihn sofort erblickt; sie hätte ihn aus Tausenden erkannt. Sie wußte nur nicht gleich . . .

Ja . . . er war es . . . vor zwei Jahren! O, wie genau sie sich erinnert! Die hohe Gestalt mit dem etwas gebeugten Nacken . . . wie wenn man durch ein zu niedriges Tor eintreten soll. Die großen weißen Hände, der Siegelring mit grünem Stein am Zeigefinger der linken Hand. Die Art, manchmal im Gehen eine Brille aus der Tasche zu nehmen und aufzusetzen; den Hut abzunehmen; das weiche, ernsthafte Sprechen; der Mund gütig, aber ohne Lächeln.

Ja, er war es.

Sie überlegte, wie sie sich ihm nähern könnte.

Er hatte sie nicht wiedererkannt. Wie oft hatte sie an ihn zurückgedacht, seither!

Einen Moment fühlte sie sich nochmals vom Flügelschlag des Schicksals gestreift.

Ihre Augen gingen ihm nach; ängstlich besorgt, ihn nicht zu verlieren. Sie stand auf und folgte ihm.

Er hatte den Park verlassen und ging über den Fluß.

Auf der Brücke blieb sie vor ihm stehen.

„Entschuldigen Sie vielmals, mein Herr, daß ich Sie anspreche. Es ist nur wegen eines sonderbaren Erlebnisses – und es hat mich in dem Augenblick so ergriffen, daß ich Ihnen nachgehen mußte, um Sie zu fragen: Waren Sie vor zwei Jahren im Sommer hier?“

„Ja; ich komme seit zwölf Jahren hierher.“

„Nun – und erinnern Sie sich unseres Gesprächs? Ich saß im Kurpark vor dem Musikpavillon. Ein Mann belästigte mich in roher Weise, da kamen Sie zufällig vorüber und beschützten mich. Wir kamen dann ins Plaudern und blieben bis ein Uhr nachts auf der Bank sitzen. Sie erzählten mir Vieles aus ihrem Leben; daß Sie eine Jugendliebte hätten, die im Begriff sei, einen anderen zu heiraten, und daß Sie diesen Schmerz nie verwinden würden . . .

Wir sprachen über Kunst. Segantini ist Ihnen der Liebste in der Landschaft, nicht wahr?“

„Ich habe Segantini sehr gern.“

„Ich erzählte Ihnen von mir. Wir verstanden uns. Im Verlauf einiger Stunden wurden wir die innigsten Freunde. Sie begleiteten mich über den Damm in dieser schwülen Nacht. Sie waren sehr ruhig, beinahe brüderlich; aber zuletzt sagten Sie mir etwas sehr Zärtliches. Ich sagte nichts, aber ich fühlte etwas Wunderbares. Wir wollten uns in zwei Tagen an derselben Stelle wiedersehen. Nun, ich kann es Ihnen ja sagen: Ich war glücklich und ich wartete mit Ungeduld und Sehnsucht, Sie wiederzusehen in zwei Tagen, am Donnerstag. Nun kam der Donnerstag und es regnete heftig. Ich stand den ganzen Tag am Fenster und dachte: Vielleicht hört es auf! Es hörte aber nicht auf; es wurde immer ärger und ärger. Die Straße ward zu einem Bach, und – wissen Sie, was ich tat? Nachmittags um die festgesetzte Stunde riß ich meinen Mantel vom Haken, nahm einen großen Regenschirm und ging in den Kurpark. Es war natürlich kein Mensch zu sehen. Sie auch nicht. Ich stand eine Stunde im Regen, um auf Sie zu warten, obwohl ich wußte, Sie würden nicht kommen. Meine Sehnsucht hatte mich hinaus in den überschwemmten Park getrieben. Nun stand ich da mit meiner Sehnsucht. Ich wußte nicht, wie ich Sie wiederfinden sollte. Wir hatten in unserer Träumerei vergessen, uns unsere Namen und Wohnungen zu nennen. Und ich fand Sie nicht wieder! Und ich – konnte Sie nicht vergessen!“

Der Mann sagte ruhig und ernsthaft in seiner brüderlichen Art: „Ich bin es nicht.“

Sein Mund war gütig, ohne Lächeln.

Sie sagte: „Sie sind es. Bitte erklären Sie mir das! Ich will nichts weiter.“

Sie stand vor ihm auf der Brücke, sie hielt ihn mit ihren Augen fest.

Er sprach leise, ruhig: „Als ich in jener Nacht Sie nach Hause begleitete, wußte ich, ich würde Sie nicht mehr sehen, denn ich liebte die andere. Ihre Gegenwart erst zeigte mir, was ich alles verlieren sollte. Ihr sanftes, weiches Dahinschreiten, Ihre rührend liebe Art, Ihre ganze ungeschützte Zartheit erinnerte mich an mein Mädchen. Und an jenem Regentag rief ich sie leidenschaftlich zu mir zurück. Und sie kam. Nicht wahr, Sie sind gütig und werden mich verstehen. Ich bin es nicht!“

(Die Zeit, 4. 1. 1914)

*

Vom Finden und Verlieren

. . . Zwanzig Jahre nachher fragte ich meinen Vater . . ., ich war kurz vorher vom Ausland gekommen, hatte ihn lange nicht gesehen und sehr verändert, gealtert und gebeugt angetroffen. Nun war alles in mir Zärtlichkeit für ihn. Ich hätte den ganzen Tag sitzen und mit ihm reden mögen; und des Nachts wachen und mit ihm reden: Schau, was alles in mir ist! Was ich alles weiß, gesehen und gelernt habe . . . Mein armer, alter Vater!

Und so fragte ich ihn, als wir friedlich beisammen saßen: „Vater, erinnerst du dich, wie ich einmal als Kind eine Guldennote gefunden habe?“

Es war ein heißer Nachmittag. Ich zog mir Schuhe und Strümpfe aus und spielte im kühlen Zimmer auf dem Fußboden mit farbigen Glaskugeln. Du warst zu Hause – ich glaube, du warst damals nicht im Geschäft, gingst auf und ab und machtest ein furchtbar finsternes Gesicht und sahest mich erzürnt und böse an, so oft meine kleinen Glaskugeln laut klirrten.

Nachdem ich wieder alle durcheinander geworfen hatte, was einen ziemlichen Lärm machte, kamst du auf mich zu, nahmst mir die Kugeln weg und warfst sie zum Fenster hinaus.

Ich fing deshalb an zu schreien, wollte sie wieder haben, da kamst du, warfst mich in die Ecke und schlugst mich.

Später lief ich dann, so bloßfüßig wie ich war, auf die Straße hinunter. Neben uns war ein Neubau. Dort spielten viele kleine Kinder im Sande. Ich setzte mich weit weg von ihnen, weil ich noch ein bißchen traurig war und allein sein wollte, und fing an, mit meinen Händen zu graben. Ich grub und grub und auf einmal stieß ich auf die Guldennote. Ich lief damit ins Haus und rief laut: ‚Vater, einen Guldenzettel hab’ ich gefunden!‘

Erinnerst du dich?

Sag einmal, Vater, was tatest du damals mit dem Gulden?“

„Damals . . . ja . . .“

Auf seinem Gesicht kommt langsam die Erinnerung zurück. Jetzt ist sie da.

„Damals? . . . Ich nahm den Gulden, nicht wahr? Und ich sah dich an . . . wie du vor mir standest, in dem armseligen verwaschenen Kleidchen, barfuß, braun und mager, verweint, zitternd vor Freude über deinen Fund – und es packte mich ein Schmerz – die Glaskugeln hatte ich dir auch weggenommen – und in meiner Verzweiflung ging ich und kaufte mir für den Gulden – süßen Likör; das übrige verspielte ich in der Lotterie . . .“

*

Und an einem anderen heißen Tag, es war gerade der Tag vor Pfingsten. Auf den Betten lagen unsere weißen Kleidchen fix und fertig . . . Mutter hatte jede Nacht daran genäht . . . Nur die Schärpen fehlten, himmelblaue Seidenschärpen.

Mutter war in die Fabrik gefahren, wo sie den Lohn ausbezahlt bekam. Auf dem Retourweg wollte sie die seidenen Bänder kaufen und mitbringen. Wir freuten uns und sprangen herum, denn morgen war Feiertag, da sollten wir sie tragen.

Meine Schwester hatte ihre garstigste alte Bluse angezogen und sah darin schon ein bißchen wie verwahrlost aus.

„Ach was!“ sagte sie zu den Nachbarskindern und hüpfte herum. „Aber morgen . . . morgen werden wir schön sein . . .“

Um sechs Uhr abends kam Mutter nach Hause . . . todmüde. Sie weinte wie ein Kind. Sie hatte ihr ganzes Geld verloren.

Sie wollte in einem Geschäft die Bänder kaufen, hatte schon wunderhübsche, hellblaue ausgesucht, und wie es zum Zahlen kam, da fand sie nicht die Börse mit dem Geld . . . ihren ganzen Wochenlohn.

Nun war kein Kreuzer im Hause. Mutter lag über dem Bett, neben den weißen Kleidchen. Sie weinte, bis es dunkel geworden war, dann war sie eingeschlafen wie ein kleines Kind. Wir standen bei ihr und baten leise: „Mama, wein' doch nicht! Nicht weinen, Mama!“ und streichelten leise ihr Haar . . .

(Die Zeit, 3. 5. 1914)

*

Das Nachttier

Am Ende der kleinen, engen, finstercalten Sackgasse steht ein Mann. Seine Haare sind grau, lang, sich selbst überlassen. Das Regenwasser sickert durch sein Schuhwerk, der eisige Nord dringt durch seinen fliegenden Rock in die Poren seines Körpers.

Er steht still wie festgenagelt und spricht leise etwas: „Hier bleibe ich . . . hier . . . ich rühre mich nicht vom Fleck . . .“ Dann horcht er leise in sich und seine Augen, die weit sind vor Furcht und wie blöd vor Erschöpfung, senden große, wilde Frageblicke umher, die vom grauen Pflaster und von der grauen Feuermauer aufgenommen werden.

Im Wirtshaus drüben, am anderen Ende des Gäßchens, ist noch Licht; die Leute trinken und spielen und rauchen. Sooft die Tür aufgeht, trägt ein Windstoß Weindünste, Tabaksqualm und ein abgerissenes Lied im Baßton ins Freie.

„Ich rühre mich nicht von der Stelle . . . nicht von der Stelle . . .“ sagt der Mann.

Ein Rayonposten klatscht und stampft an dem Gäßchen vorbei. Sofort duckt sich der Mann, stellt sich an die Feuermauer, so daß es im Dunkel der Nacht aussieht, als wäre dort, wo der Mann steht, ein abgebröckelter Balken, ein zerklüfteter Teil der Mauer, ein Riß. Die Mauer und der Mann sind fast eins.

Wieder sagt er etwas, innerlich in seine eigene Kehle hineingesprochen: „Ach, ich versteck' mich, bis der da vorbei ist . . .“

Und er steht wie ein Pfosten, und ein tausendstel Teilchen jener kleinen Lust des Geborgenseins kommt über ihn.

Wie der Polizist mit den festen Taktschritten langsam vorbeigeht, ist es ihm fast, als wäre er plötzlich glücklich geworden, oder als hätte ihn jemand gerettet vor etwas, das unbekannt hinter ihm lag wie ein Fluß hinter der Brücke.

Aber im nächsten Augenblick steigt ein sonderbarer Übermut in ihm auf. Der sagt zu ihm: „Justament – er soll nur herschauen.“

Der Polizist fängt an, aufmerksam zu werden. Er geht denselben Weg noch einmal zurück und will es eben unternehmen, das Gäßchen zu durchstreifen. Da kommt ihm der Mann auch schon ein paar Schritte entgegen, Er weiß, was er tut; er markiert den Betrunkenen, den total besoffenen lustigen Bruder. Er schreit dem Wachmann zu: „Lieber Freund, schau, ich bin's!“ und dabei versteht er es brillant, seiner todmüden Kehle eine raue, starke Bierstimme zu erpressen.

Der Wachmann sieht ihn nicht sogleich. Der Mann denkt sich: Ich will mich lieber doch verstecken, und im Augenblick steht er wieder auf seinem alten Platz – eins mit der Mauer. Von dort aus beobachtet er den Polizisten: „Hihihi . . . er sucht mich!“

Weil gerade auch der Schmerz aussetzt, der ihm bis jetzt in den Rippen gelegen hatte und sein Herz infolgedessen beim Atmen nicht die Beschwerde fühlt, sagt er sich mit dem aufgeschürzten Mut alter, vergangener Tage, der manchmal wiederkehrte und eigentlich der Mut zum Leben war: „Warum denn verstecken? Der könnt' g'rad' mein Freund sein!“

Der Wachmann bemerkt ihn noch nicht vollständig wegen eines kleinen Vorsprunges an der Wand. Den Mann lockt es, die Bekanntschaft des Polizisten zu machen, und er ruft wie ein Despot: „He, Polizist, hierher!“ Und er winkt sogar, er winkt.

Eins – zwei ist der Wachmann an seiner Seite; er faßt den Mann am Arm und schleppt ihn hinüber in den Bereich der Laterne; er blickt ihn fest und zäh an, von oben bis herunter und dann nochmals rasch von unten bis hinauf. Er weiß alles: Besoffener Vagabund.

Der Mann torkelt ein paar Schritte zurück, der Polizist bleibt allein unter der Laterne. Er ist ein junger, etwas genierter Wachmann, sein Gesicht trägt nicht die indifferente Amtsmiene, es leuchtet noch von einer schöneren Menschlichkeit. Das Wort: „Im Namen des Gesetzes!“ ist noch nicht heimisch in seinem Mund, viel näher liegt ihm ein anderes: „Armer Bruder!“ Er ist erst seit kurzem im Dienst. Mit einem Ruck geht der Polizist auf den Mann zu, faßt ihn fest ins Auge und sagt: „Was ist denn los? Sie schauen gut aus!“ (Er meint damit hauptsächlich den zerknüllten Hut auf dem grauen struppigen Kopf.) „Warum gehen Sie nicht nach Haus?“

„Es ist mir noch zu früh, nach Hause zu gehen, Herr Wachmann!“

Der Wachmann denkt sich: O, du Armer! Es half nichts, dieser Wachmann hatte ein menschlich fühlendes Herz. Er sagte: „So, haben S' gewiß eine böse Alte!“ Damit will er sich entfernen.

Der Mann staunte darüber, daß ein Wachmann so – fast kollegial mit ihm sprach. Das war eigentlich lieb vom Wachmann und machte ihm noch mehr Mut. Er hätte jetzt beinahe Lust, sich auf ein kleines Plauscherl einzulassen, man könnte irgendeine Geschichte ausdenken . . .

„Alte? – Ja, ganz richtig! Sie sind ein Menschenkenner. Überhaupt ein gemüthlicher Herr sind Sie, hahaha, so ein gemüthlicher Herr!“

Die Vertraulichkeit des Besoffenen trieb dem jungen Wachmann das Blut ins Gesicht: „Also, machen S' keinen Lärm und geh'n S' Ihrer Wege!“

„Aber, Herr Wachmann, sind S' mir nicht neidig um das Stückl Platz!“

„Geh'n S' nur, geh'n S'. Na, warten S', ich hilf Ihnen, bis daß S' im Schwung sind. Natürlich hat er ein' Rausch! Und was für einen!“

Der Mann läßt sich einige Schritte fortbewegen, dann bleibt er stehen, sieht den Polizisten an mit den verzweifelten Augen und sagt, als ob er dieses Spieles überdrüssig geworden wäre: „Ich – und einen Rausch!“

Der Wachmann ist sehr im Zweifel. „Na, geh'n S'!“ wiederholt er.

Der andere bleibt unschlüssig; hier möchte er so gerne bleiben heute Nacht. Dort ist gleich der Kehrrichthafen. Wenn man die paar Glasscherben und rostigen Reindel wegschleudert, wird sich's ganz gut ruhen lassen dort.

Die Stimme des Wachmannes reißt ihn jäh aus der Träumerei: „Hier können Sie nicht bleiben! Haben Sie es weit nach Hause?“

„Weit? Ach, woher! Lassen S' mich aus, ja? Bemühen S' sich nur nicht mit mir. Ich geh' gleich; nur ein bißl Luft schnappen.“

„Das ist keine gute Luft; da schau'n S' die Nässe. Sie haben nicht einmal einen Regenschirm. Da können S' sich einen ordentlichen Schnupfen holen!“

Der Wachmann ist noch ein bißchen ungeschickt, er ist erst kurze Zeit im Dienst, er hat noch nicht den richtigen Kontakt.

„Ach, mir tut die Luft sehr gut!“ sagt der Mann. „Unsereins sitzt den ganzen Tag bei acht Grad Kälte.“

Dem Wachmann ist das Konfuse seines Erzählens noch kaum bewusst. Er fragt ihn: „Wo ist's denn so kalt? Sind Sie ein Kellerarbeiter?“

„Ja, ich arbeit' in ein' Keller, in ein' Eiskeller, in einer Brauerei, Bierbrauerei. Mehr als fünfundzwanzig Jahre bin ich in dem Haus. Vorig's Jahr hab' ich mein Jubiläum gehabt, da hat mich unser Herr beschenkt, eine goldene Uhr, fein mit Initialen drin.“

Der Polizist denkt sich: Aha, der Kerl da hat mich zum besten. Doch weil er wirklich gutmütig war, fragt er: „Sind Sie noch in dem Hause?“

„Na, was denn? Wo sollt' ich denn sein? War ja schon mein Vater und mein Großvater dort. Jedes Jahr am ersten Januar hab' ich mein' Geburtstag, da sollen S' sehen, die herzlichen Gratulationen, die ich krieg'. Ich bin überhaupt wie's Kind im Haus. Bitt' Sie, wenn man schon so lang' wo ist!“

„Na ja, ich glaub's Ihnen schon!“ Der Wachmann geht bis in die Mitte des Gäßchens, sieht sich dann nach dem Manne um und kommt zurück. Auf dem kurzen Weg hat er sich eiserne Entschlossenheit geholt: „Ja, Herr, da können Sie nicht bleiben, in den Straßen darf nachts niemand herumstehen!“

Der Mann denkt sich: Ich muß ihn bitten, recht sehr bitten. „Herr Wachmann, tun Sie sich doch meinerwegen nicht alterieren,“ sagt er. Er klopft ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Sie, anrühren dürfen Sie mich nicht!“

Der junge Polizist ist atemlos vor Entrüstung. Der Mann blickt ihn mit verzweifelten Augen an; er weiß, noch mehr bitten muß er.

„Seien Sie nicht beleidigt, um Gottes willen!“ Eine unerhörte Kühnheit erfaßt ihn; er ergreift den Wachmann an der Hand: „Ein junger, sauberer Mensch, der Sie sind. Sie können höchstens sechsundzwanzig Jahre alt sein. Was scheren Sie sich um mich alten Halunken? Für Sie paßt ein hübsches, liebes Mädels mit weichen Handern; geh'n S' da um die Ecke – da sind die schönsten Mädels.“

Bei diesen Worten überläuft es den Wachmann kalt und heiß. Gleich nimmt er sich aber zusammen:

Kommen Sie mit!“

„Wohin denn?“

„Auf die Wachstube! Kommen Sie!“

Der Mann sinkt vor ihm herab in die Knie – im Morast der Gasse liegt er nun. Diese Stellung tut ihm merkwürdig wohl; sie entlastet den unteren Teil der Beine. Er denkt: Jetzt kniet ein Mensch vor einem anderen. Blitzschnell erinnert er sich an ein lebendes Bild, das sie einmal in der Bude von Fratelli Bernuzzi gestellt hatten, da kniete ein Gefangener vor einem Soldaten. Er glaubt, daß es einen französischen Krieg gegeben habe, wobei dies geschah. Er will das sogleich dem Wachmann erzählen – aber er sieht doch ein, daß es zwecklos wäre. Viel besser ist es, das zu sagen, was das Nächste ist, und mit heiserem Geschrei, wie wenn eine Möwe auffliegt, stößt er hervor:

„Ich hab' ja nichts getan, lassen S' mich aus!“

„Dann reden S' nicht so was zusammen; ich bin im Dienst. Also vorwärts – wollen Sie jetzt den Platz verlassen und geh'n?“

Der Mann zieht respektvoll den Hut und geht ruhig und gelassen seiner Wege.

Der Polizist sieht ihm nach, solange sein Auge ihn erreicht, dann macht er links kehrt, um seinen Rayongang fortzusetzen.

Das Wirtshaus drüben in der Ecke, im niedrigen, baufälligen Häuschen, an dem seit heute früh mit dem Niederreißen begonnen wurde, entläßt die letzten Zecher. Der wind-schiefe Lampion, der es beleuchtet, wird abgesteckt, die Türen werden unter lautem Knarren verschlossen. Im weißen Leinenkittel kommt der Laternenanzünder und löscht jede zweite Lampe aus. Dann geht er sachte wieder fort; zur Seite tanzt ihm lauernd sein Schatten, ein Gespenst, das die Stange wie eine Sense hält. Er hat die tiefste Stille in die Nacht getragen.

Da kehrt der Mann in das Gäßchen zurück. Der Kehrrichthaufen lockt ihn mit offenen Armen an sich, wie den frommen Pilger heiliges Land. Schlafsehnsucht steigt ihm schwer in die Glieder.

Plötzlich erschallt, vom Nachsturm mit roher Gewalt an sein Ohr getragen, der schreckliche Ruf: „Meyer!“ – es ist sein Name, der Name, den er vor einigen Jahren abgelegt hatte, als er sich gelobte, für den Rest des Lebens ein anständiger Mensch zu bleiben. Der Name Meyer traf ihn wie mit einem Hammerschlag auf den Kopf – Suran hieß er sich zuweilen oder Stefanides, auch Krasso oder Krassa.

Er hatte schon früher bemerkt, wie einer, der als allerletzter aus dem Wirtshaus kam, ihn angestarrt hatte. Er dachte aber, er würde gleich wieder von ihm lassen. Nein, er ging hinter ihm und schrie ihm das verhaßte, verfluchte Meyer zu. Was wollte der von ihm? Er zittert, er betet darum, daß der Fremde doch schon gehen möchte. Aber er geht nicht, er bleibt hinter ihm ein paar Schritte, und wenn er es auch nicht hört, so denkt er fortwährend daran, daß der Fremde im nächsten Augenblick Meyer sagen wird.

Warum ließ ihn der nicht allein? Was trieb ihn ihm in den Weg?

Er wollte ja trotz größter Not ein anständiger Mensch bleiben für den Rest seines Lebens, und der war ein schwerer, feister Bürger mit einem weinfröhlichen Gesicht und hatte Ringe und eine goldene Kette, die er gesehen, als er auf die Uhr blickte, und Geld hatte er wahrscheinlich auch. Er selbst hatte nichts, gar nichts, nicht einmal ein ganzes Kleidungsstück gehörte ihm, und das Gäßchen war doch finster und totenstill; wie leicht konnte da der Haß Akteur werden.

Der Mann zitterte an allen Gliedern vor Schrecken, vor entsetzlichem Schrecken; ihm fällt ein, davonzulaufen. Er läuft ringsherum, er weiß kaum wie, aber er läuft – bis er wieder bei der Feuermauer ist. Eigentlich hat er das Gäßchen umkreist. Der feiste Bürger ist noch immer da und ruft ihn: „Meyer!“

Der Mann drückt sich die Fingernägel in die hohle Hand und stößt hervor: „Sind Sie vielleicht ein Detektiv?“ Und er läuft die Gasse hinunter bis an die andere Ecke, dort krümmt er sich auf dem Boden zusammen. Sein Hut ist ihm in die Pfütze gefallen.

Der Bürger kommt ihm nach und ruft ihm zu: „Meyer!“ Er lacht aus vollem Hals und schlägt sich auf die Schenkel.

Da erhebt sich der Mann und steht auf einmal da wie ein Mensch aus Eisen: „Herr, sagen Sie mir, machen Sie sich Spaß oder sind Sie wirklich ein Detektiv?“

Der Bürger hält sich die Seiten vor Lachen: „Hahaha! . . . Hohoho! . . . Der Meyer!“

Der Mann reißt sich die Hemdbrust auf. Er packt den Bürger an der Schulter, schleppt ihn unter die Laterne, wie es der Polizist vorher mit ihm gemacht hatte.

„Ja, ich bin der Meyer! Schauen S' mich an! Schauen S' mich nur genau an! Hab'n S' mich schon genug ang'schaut?“

„Ich kenne Sie.“

„Und jetzt sagen S' mir, woher Sie mich kennen, daß ich der Meyer bin.“

„Ich kenne Sie, ujejerl, schon lange.“

Er dreht sich um und will gehen. Der Mann, der plötzlich ein Mensch wie aus Eisen geworden war, sagt: „Dableiben!“

„Nein, ich dank' Ihnen schön, ich hab' ein' Schlaf.“

„Ein' Schlaf haben S'? – Ah – das könnt' jeder sagen – einen erst verfolgen und dann sagen: Ich hab' ein' Schlaf, ich geh'. Sie haben mich verfolgt wie die Katz' die Maus, und jetzt sagen Sie, Sie wollen z'Haus gehen schlafen! Aha – das glaub' ich Ihnen! Probieren S' es und gehen S' z'Haus schlafen.“

Der Bürger macht ein paar Schritte.

„Aha, da gehen S' grad in die Feuermauer hinein, und da steh' wieder ich. 's Wirtshaus ist zug'sperrt. Also, jetzt sagen S' mir, warum haben S' mich verfolgt?“

„Was reden S' denn für ein' Unsinn?“

„Alsdann, woher wissen S' dann, daß ich der Meyer bin?“

„Weil ich Sie kenn'.“

„Woher kennen S' mich?“

„Vom Prater.“

„Das stimmt schon.“

„Sie waren einmal in einer Bude Ausrufer, wo die Dame ohne Unterleib war.“

„Das stimmt auch.“

„Da sind Sie immer so gestanden“ (er hält den Zeigefinger der einwärts gebogenen Hand ausgestreckt gegen seine Nasenspitze): „Parris – Parris – wie es leibt und liebt – Parris bei Nacht . . .!“

Der Mann kratzt sich den Hinterkopf und lallt: „Paris.“

„Vor zwanzig Jahren, wie ich noch ein junger Mensch war, sind Sie mir einmal nachgelaufen bis am Praterstern.“

„Ach, das waren Sie? Warum bin ich Ihnen denn nachgelaufen?“

„Weil ich den Vorhang weggezogen hab' von der Dame ohne Unterleib, wie g'rad' hat aussteigen wollen aus ihrem Korb.“

„Das waren Sie?“

Dämmerdunkles Erinnern steigt in ihm auf, wächst, schwillt an und reckt sich an ihm empor als ein großes schwarzes Nachttier, das ihn aus Augen wie aus Feuerkugeln anblickt.

„Und die Leut' haben g'schimpft und g'lacht und haben's Eintrittsgeld zurückverlangt. Das ist ja ein Schwindel! Hab'n s' g'schrien. Das Mistvieh ist ja gar keine Dame ohne Unterleib!“

„Also das waren Sie? – Ich erinner' mich schon, ich hab' wegen dem Fall fortgehen müssen. Damals bin ich zum erstenmal ein Dieb gewesen – meine erste Kerkerstraf', sechs Monat' schweren Kerker.“

Dem Bürger ist das peinlich zu hören, darum unterbricht er ihn: „Dann hab' ich Sie wiedergeseh'n – Sie waren Billeteur bei der Rutschbahn – in ein' Jahr waren S' Zuckerlmann – hinterm Calafati sind S' g'standen – ein bißl schmierige War' hab'n S' immer g'habt. Dann waren S' beim *Künstler* Absammler und Staberlwächter – so zwei Jahrln drauf sind S' wieder g'standen vor einer Bude mit *wilde Menschen* – wieder hab'n S' g'sagt *Parris – Parris* – Sie sollen staunen, dieses Großartige, dieses Neue, dieses Wunderbare . . .“

Der Mann sieht jetzt schon mit den Augen des großen Nachttiers. „Weiter – weiter,“ sagt er.

Der Bürger schweigt.

„Na, weiter.“

„Dann bin ich nicht mehr in den Prater gekommen – ja, einmal noch, an ein' Sonntag – ich bin damals schon mit meiner Braut hingekommen – vorm Eingang von *Venedig* haben Sie von ein' Weibsbild eine Ohrfeig'n 'kriegt.“

„Weiter – wo hab'n S' mich noch g'seh'n?“

„Richtig, vor fünf Jahren hab' ich Sie in München g'seh'n; ich war mit meinen zwei ältesten Kindern auf der Vergnügungsreis' beim Oktoberfest – da sind Sie vor einer Hütt'n g'stand'n mit ein' großmächtigen Schuh und hab'n ausg'ruf'n: *Der Rrrriese Bisjack, hier zu sehen, der grrröbte Mann der Welt!*

„Und dann, dann hab'n S' mich nimmer g'seh'n?“

„Nein – bis auf den heutigen Tag. Sind S' nimmer bei dem G'schäft?“

„O ja – aber ein anderes Fach.“

„So? Was denn?“

„Zauberei!“

„Geh'n S' !“

„No, es ist g'rad' net Zauberei, es ist Taschenspielerei – da schau'n S' einmal her, ich zeig' Ihnen ein Beispiel: Hier in meiner Tasche hab' ich ein Messer mit einer scharfen Klinge, ein bißl rostig ist's ja, das macht nichts – vom Regen – alsdann jetzt passen S' auf: Eins, zwei, drei wird das Messer verschwunden sein.“

Der Bürger denkt ganz oberflächlich daran, wohin das Messer wohl verschwinden könne – aber – er weiß nicht – er muß auch an seine zwei hübschen Buben daheim denken und an sein herziges blondes Mädel, das Violine spielen lernt . . .

„Also,“ zählt der Mann, „eins – zwei – drei,“ und das Messer verschwindet bis an das Heft in den Hals des Bürgers.

Er ist mit kleinem, kurzem Röcheln zusammengebrochen und war dann gleich tot.

Der Mann, nein – das Nachttier kniete eben am Boden, um der Leiche alles wegzunehmen, als feste, langsame Taktschritte näher und näher kamen. Es war der junge Polizist mit dem mitleidigen Herzen, der vom Dienstgang kam.

(Die Zeit, 16. 1. 1916)

*

Der Augenblick des Glücks

Es war einmal ein Mädchen, dessen Jugend fast vorbei war; gerade bei dem letzten Zipfel hielt sie sie noch fest. Dieses Mädchen gehörte zu den auserwählten Menschen. Aber man darf nicht glauben, daß sich dies an ihrer äußeren Erscheinung bemerkbar machte. Im Gegenteil. Es war ein armes und unscheinbares Mädchen, so auf den ersten Blick. Das Besondere und Außergewöhnliche an dem Mädchen war seine Seele. Aber die Seele des Menschen kann man mit dem freien Auge nicht sehen.

Dieses Mädchen lebte von klein auf mit einer ganzen Schar kleiner Kobolde. Das wußte natürlich niemand. Nicht einmal die Eltern, die ihr Kind geschaffen hatten, ahnten etwas von den kleinen, unheimlichen Geistern, die ihr Kind auf Schritt und Tritt begleiteten. Zu machen wäre da nichts gewesen, selbst wenn sie davon gewußt hätten. Am meisten zeigte es sich, als das Mädchen in die Jahre kam, wo die Menschen an der Pflicht allein nicht genug haben, wo sie sich zur Pflicht auch etwas von dem wünschen, was man Glück nennt. Denn das Leben sähe sonst fürwahr öde und leer aus wie ein Herbstgarten.

Da kam denn das Mädchen eines Abends in eine große Gesellschaft. Sie war anfangs nicht wenig erstaunt, als sie sich so plötzlich in einem Saal festlicher Menschen fand, von dem grauen Alltag weg, mitten in die Herrlichkeit des Lebens versetzt. Und da wußte sie es sofort: Es war das Werk der Kobolde.

„Nun bin ich begierig, was ihr mit mir vorhabt,“ sagte das Mädchen zu den Kobolden.

„Das wirst du bald genug erfahren,“ flüsterten die kleinen Geisterchen ihr ins Ohr.

Aber sie war mißtrauisch, denn schon zu oft hatten die Kleinen ihr Herz betrogen.

Als nun plötzlich ein feiner Herr vor ihr stand, der ihr Dinge sagte, die wie Musik waren und sie schön machten, so daß ihr Antlitz nur so leuchtete, da hörte freilich ihr Mißtrauen auf. Sie fühlte sofort, daß auch sie dem Fremden gut war, so gut wie sie nie vorher einem Menschen gewesen. Und sie fühlte, wie ihr Herz sich mit Glück füllte, daß es kaum zu sagen war. In einem letzten zagen Gefühl drohte sie den Kobolden heimlich mit dem Finger. „Laßt mir mein Glück!“ bat sie. Aber die Kobolde wären nicht Kobolde gewesen, wenn sie den Bitten des Mädchens Gehör geschenkt hätten.

Der feine Herr wollte das Mädchen natürlich zu seiner Frau haben, und wer war seliger darüber als das Mädchen. Habe ich erst einen Mann, dachte sie, der mich liebt und den ich wieder liebe, dann seid ihr vertrieben und ich habe für alle Zeiten Ruhe von euch. Heimlich dachte sie das. Aber sie hätte sich sehr gehütet, es den Kobolden ins Gesicht zu sagen; denn verderben durfte man es sich auf keinen Fall mit ihnen.

Schlag kam nun auf Schlag. Kaum waren sie aufgeboten, da erkrankte die Mutter des Mädchens und starb. Der Vater und die jüngeren Geschwister konnten ohne die Schwester nicht sein, sonst würde im Hause alles drunter und drüber gegangen sein. Das arme Mädchen, durch den Tod der Mutter aufs schwerste getroffen, verließ aller Lebensmut; sie schrieb ihrem Geliebten einen Brief und nahm Abschied von ihm. Fortan lebte sie der Arbeit und der Pflicht. Freudlos kamen und gingen die Tage, Monate und Jahre. Und immer waren

sie da, die kleinen Geisterchen mit ihrer Wage, auf der sie die kleinen Freuden für das Mädchen wogen, und niemals vergaßen sie, ihnen eine gleich große Dosis Leid mitzugeben.

Eines Tages, es war im Frühling, so recht ein Tag der Auferstehung, da saß das Mädchen in ihrem kleinen Stübchen. Das Fenster stand offen, und sie blinzelte in die Sonne hinaus.

Ach, dachte das Mädchen, wie sie so mit ihrem ungelebten Leben dasaß, wenn ich nur noch ein einziges Mal glücklich sein könnte! An wen sie dabei dachte, könnt ihr euch wohl denken! Denn den Geliebten ihrer Jugend hatte sie nicht vergessen, so viele Jahre auch seither vergangen waren; ihr Gefühl hatte sich eher noch vertieft.

So saß sie, bis langsam die Dämmerung kam, und träumte sich in ihre Jugend zurück. Plötzlich stand sie auf. War es nicht, als hätten die Kleinen ihr etwas zugeflüstert? „Stehe auf und komm mit uns!“ Gerade so hatte es geklungen.

„Ja, ja,“ sagte das Mädchen, „ich beeile mich!“

„Vergiß nicht, in den Spiegel zu blicken, bevor du gehst,“ sagten sie. Das Mädchen tat es. Und was sie sah, war ihre erste Jugend. Wie fortgeschwommen waren in ihren Zügen die Spuren kummervoller Jahre. Hell und schön lag ihr Antlitz da, und tiefste Lebensfreude strahlte es aus.

Das Mädchen ging nun an dem schönen Frühlingsabend einen Weg, der so seltsam war wie ihr ganzes Leben. Sie ging über eine Brücke und stand vor einem Hause, das sie entweder im Traum oder in einem früheren Leben einmal gesehen hatte. Sie wunderte sich gar nicht, als das Tor sich öffnete und der Geliebte ihrer Jugend vor ihr stand. Und so ging sie mit ihm in das Haus. In dem Saal war es kühl, und ein Duft von Veilchen lag darin. Und als das Mädchen die Arme um den Hals ihres Geliebten schlang, da wußte sie, die Kobolde wären ihr gut gesinnt; sie hatten sie so viel leiden lassen, und nun war der Augenblick gekommen, der alles aufwog, was sie nur je durchgemacht hatte. Sie dankte insgeheim den Kobolden, und es war sehr bezeichnend für sie, daß sie in ihrem Rausch der kleinen Geister nicht vergaß.

„Schon gut,“ sagten sie, „aber vergiß nicht, daß du, noch ehe der Morgen graut, das Haus verlassen mußt.“

Da wurde das Mädchen traurig wie noch nie in ihrem Leben. Aber was die Kobolde von ihr verlangten, das mußte sie tun.

Richtig, noch vor dem ersten Sonnenstrahl verließ das Mädchen den Geliebten. Als die Morgenluft ihr die heißen Wangen kühlte und sie ernüchtert auf den Weg ihrer Sehnsucht zurückblickte, war das erste, woran sie dachte: „Womit werde ich das bezahlen müssen!“ Und sie sollte sich nicht täuschen. Kaum war sie wieder zu Hause in ihrem Stübchen, da brach von allen Seiten das Unglück über sie herein. Sie saß da, die Hände im Schoß und konnte nichts dagegen tun.

„Ja,“ sagte sie immer, „ich muß bezahlen, ich war auch allzu glücklich. Sie haben mich nicht übervorteilt, die Kleinen. Ein ganzes weiteres Leben des Unglücks reicht ja doch nicht hinan an einen Augenblick des Glücks.“

(Die Zeit, 23. 1. 1916)

*

*

*